



auftrag

Dezember 1987

168

● **auftrag**

Dezember 1987

Heft 168 — 27. Jahrgang

3	Weihnachten 1987	
6	Alle Jahre wieder . . .	<i>Lothar Groppe</i>
10	Dies aber bedenkt	<i>Hans Bahrs</i>
11	Dialog, ein Weg zum Frieden	<i>Heinrich Bückler</i>
12	Ruf der Weihnacht	<i>Hans Bahrs</i>
13	Silvesterfahrt zum Hintereck	<i>Hans Bahrs</i>
15	Wege zum Frieden und zur Wahrheit	
	Akademie Oberst Helmuth Korn gegründet	<i>H. F.</i>
20	Festansprache des Schirmherrn	<i>Dieter Clauß</i>
26	Was macht die Bundesrepublik Deutschland verteidigungswürdig?	
40	Christentum und Landesverteidigung	<i>Werner J. Patzelt</i>
54	Die Rolle des Soldaten in Justitia et Pax	<i>Heinz Danzmayer</i>
57	Was ist Wahrheit?	<i>Norbert M. Schütz</i>
59	Leserbrief zu „Sowjetische Militärpolitik“	<i>Willy Trost</i>
61	Das Maximilian-Kolbe-Werk — ein Werk der Versöhnung	<i>C. Weyer</i>
64	Aus GKS und PGR	<i>Wolfgang Müller</i>
	Synodenaufgabe wurde mit den Laien erfüllt	<i>Willy Trost</i>
65	Heiligkreuztal	<i>Wolfgang Weise</i>
	Murnau	<i>Horst Künzel</i>
66	Hammelburg	<i>Eva Albert</i>
67	Donauwörth/Eichstätt	<i>Kurt Unglert</i>
68	Hammelburg	<i>Eva Albert</i>
69	St. Meinolf/Möhnesee	<i>Ferdinand J. Schnorr</i>
70	Munster	<i>Hans Stilbach</i>
71	Jagsthausen	<i>Wolfgang Altendorf</i>
71	Poing	<i>Arthur Schopf</i>
72	Bonn	<i>H. F.</i>
73	Bad Neuenahr-Ahrweiler	<i>Peter Groß</i>
74	Heiligkreuztal	<i>Georg Strobl</i>
77	Aus der nahen und weiten Welt	
	„Die Not kennt keine Grenzen mehr“	<i>Karl Breyer</i>
80	Kreuzfahrer der Gegenwart	<i>Anne Bahrs</i>
82	Das aktuelle Buch	
97	Informationen aus Kirche und Welt	
102	Weg in die Weihnacht	<i>Hans Bahrs</i>

Weihnachten 1987

Eine Aufgabe für Laien!?

Erinnerungen

Viele der heutigen Generation haben Weihnachten schon unter vielerlei Umständen erlebt. Manche waren noch im Krieg. Etliche erinnern sich an die Not der Nachkriegszeit, an jene Tage, da ein paar Äpfel unter einem Tannenzweig und einer einsamen Kerze ein köstliches Geschenk waren.

Es folgten Jahre des Aufbaues, des steigenden Wohlstandes, und es kamen Jahre, da glaubte man, daß nur Luxus ein „schönes“ Weihnachtsfest garantieren könne.

Freßwelle, Saufwelle, Glitzer und Klunker überrollten den tiefen Sinn von Weihnachten. Dann kamen Bedenken. Und viele flüchten seitdem — in den Schneurlaub, — in die Sonne des Südens — und immer wieder werden sie eingeholt von der Frage, die Weihnachten uns jedes Jahr neu stellt: Wie stehst Du zu Gott?

Idylle und Fest

Die kirchlichen Feste, die uns an Stationen des Heilsereignisses gemahnen, das mit Christus in diese Welt gekommen ist, haben unterschiedlichen Rang. Und Weihnachten ist dabei nicht das höchste Fest.

Dennoch gibt es kein Fest, das in Deutschland und im deutschsprachigen Raum — mit einer solchen Emotion — ja auch mit innerer Anteilnahme gefeiert wird, wie Weihnachten.

Die Übertragung der historischen Gegebenheit aus dem heiligen Land — in dem es zuweilen auch rau und kalt sein kann um diese Zeit — in die Winterzeit im Norden Europas wird seit Generationen mit Inbrunst gepflegt. Vielleicht haftet manchem Zeitgenossen noch ein wenig der Glaube der Germanen an die Wintersonnenwende an.

Je nach der gesellschaftlichen Großwetterlage ist dann auch dieses Fest, das nach 313 auf den 25. Dezember gelegt wurde, zur Idylle, zur merkantilen Festorgie oder auch zum heroischen Anruf „verkommen“.

Sinn der Weihnacht

Man macht es sich zu leicht, wenn man Weihnachten einfach als Beginn der Erlösung feiert. Was bei uns Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft ist, kann bei Gott nur „Ist“ sein. Mit dem Kreuzestod Christi wurde die ganze Menschheit — seit Adam — bis zum Untergang dieser Welt — erlöst. Der Mensch in Schwachheit und Erbärmlichkeit der Sünde wurde hineingenommen in das liebevolle Erbarmen Gottes.

Wir sind Erlöste. Aber wir müssen diese Erlösung auch erkennen, leben und vorleben. Und auch das können wir nur mit Hilfe der Liebe Gottes.

So sind also die Feste der Kirche Wegweiser, Mahntafeln, um uns auf den rechten Weg zu weisen und an die Liebe Gottes zu erinnern. Liebe aber, die man nur an sich selbst übt, ist

wie eine taube Nuß. Liebe, die man erkennt, fühlt, ergreift — oder die uns ergreift — muß man weitergeben, mitteilen, verschenken. Und da bekommt Weihnachten auf einmal einen tiefen Sinn.

So wie in der Geschichte der heiligen Nacht die leibliche Mutter und der sorgende Ziehvater sich dem Kinde zuwenden, das für beide fast unbegreiflich vor ihnen liegt, so müssen wir uns anregen lassen von der Liebe Mariens und Josefs.

Um uns sind Kinder in Not. Große und kleine Kinder, Menschen, die mit ihrem Leben noch nicht — oder nicht mehr — zurechtkommen, wie das Kind in der Krippe. Spüren wir ihre Nöte auf.

Das können unsere Priester nicht mehr. Dazu sind sie zu wenige. Sie sorgen in ihrer Berufung, daß uns die „Stöcke im Schnee“ den Weg markieren, aber wir, die Laien müssen uns um die Schwestern und Brüder kümmern, die mit uns das pilgernde Gottesvolk sind. Und wir müssen alle die einladen, die am Wegesrande stehen, weil sie müde sind, weil sie den Weg nicht für den richtigen halten, weil sie . . . ? Wer kennt schon alle Nöte?

Wir Laien müssen im Betrieb und im täglichen Leben dem Mitmenschen sagen: Bruder komm! Nun hört sich das so leicht an. Aber wie finde ich den Schlüssel zum Nächsten?

Der Weg zum Nächsten

Die Liebe Gottes zwingt nicht, sie lädt ein. Sie lädt immer wieder ein, bei jedem Sonnenaufgang, beim Sonnenuntergang — zu jeder Tages- und Nachtzeit.

Und so müssen auch wir die Liebe, die wir zu verschenken haben, anbieten. Vielleicht wird sie angenommen. Vielleicht wird sie übersehen, einmal, zweimal oder auch zehnmal. Uns bleibt keine andere Wahl als anzubieten.

Natürlich dürfen wir ein wenig erfinderisch sein. In dem einen Fall kann es ein Telefongespräch sein — solche Gespräche dürfen schon einmal eine Einheit mehr zählen.

In einem anderen Fall ist es eine Zufallsbegegnung im Wirtshaus, in der Straßenbahn oder im Zug.

Und wieder ein andermal ist es ein Gespräch am Rande einer Tagung.

Nie vergessen aber sollte man das Gespräch am Arbeitsplatz. Gerade hier baut sich oft eine Wand auf, wenn man nur das Prinzip der Leistung gelten lassen will.

Aber es gibt auch Menschen, die sind täglich bereit für andere etwas zu tun, vergessen aber den Nächsten in der Familie.

Haben wir genug Zeit für unsere Kinder, für die Frau, für die Eltern gehabt?

Nehmen wir uns doch einmal vor — außer in der Kirche — im Advent und von Weihnachten an immer, ein wenig mehr zu sprechen als über Essen, Trinken, Arbeiten und Fußball.

Könnte es nicht die Vielzahl der gläubigen Laien sein — immerhin über 5 Millionen deutsche katholische Frauen und Männer besuchen noch regelmäßig den Gottesdienst —, die von sich aus zu Weihnachten mit einem Menschen, der sich schwer tut mit der Kirche, über unsere Erlösung zu sprechen? Und wenn es nur die Hälfte zweimal wagen würde, was wäre dann eine Menge guter Gedanken gesagt.

Gewiß, sprechen liegt nicht jedem. Dafür gibt es dann auch noch andere Möglichkeiten. Da könnte man ein wenig für die Menschen in Not opfern. Sicherlich, 10% der gekauften Geschenke für die Armen zu fordern, wäre utopisch, denn Weihnachten wird ja auch viel angeschafft. Aber ist es unrealistisch, vom Netto-Weihnachtsgeld 5% für eine gute Tat zu geben? Da bietet sich von Misereor bis Adveniat eine Menge Möglichkeiten. Aber auch in der Pfarre gib es Not zu lindern. Und wer es nicht so ganz mit der Kirche hat, der kann ja eines der örtlichen Hilfswerke — Caritas — bedenken.

Und vielleicht ist irgendwo jemand, dem man etwas zukommen lassen kann, außerhalb der Möglichkeit durch Steuerbescheinigung zu helfen.

Man kann sogar auf die Idee kommen, christliche Initiativen im Rundfunk zu unterstützen.

Vielfältig sind also die Möglichkeiten. Aber das Wichtigste ist, mit Wärme und Liebe etwas zu tun.

Leider wird so oft vergessen, daß die Kirche das pilgernde Volk Gottes ist und daß ein Pilger den anderen unterstützen muß, wenn er müde und lahm wird.

Der Hirte, der vorangeht, um den Weg zu erkunden, die Richtung zu weisen, kann das auch nicht immer erkennen. So wird die brüderliche Hilfe mehr und mehr die Aufgabe aller Laien.

„Was ihr für einen dieser Geringsten nicht getan habt, das habt ihr auch mir nicht getan“, sagt Matthäus in 25,45.

Und Markus unterstreicht (12,30 und 31), daß die Liebe zu Gott und die Liebe zum Nächsten das wichtigste Gebot für den Menschen sind.

Ist unter diesen Gesichtspunkten Weihnachten das Fest, an dem unsere Erlösung in der Geschichte begann, nicht auch ein Anlaß, um uns zu mahnen, mit den beiden Hauptgeboten der Gottes- und der Nächstenliebe wieder einmal einen ersten Anfang zu machen. Und sind dazu nicht gerade wir, die Laien, aufgerufen?

In diesem Sinne eine gnadenreiche Zeit
Ihre Redaktion

„Komm, sag es allen weiter, ruf es in jedes Haus hinein!“

(aus Gesang- und Gebetbuch für die Katholischen Soldaten in der Deutschen Bundeswehr, Ms. 408)

Alle Jahre wieder . . .

Gedanken zum Weihnachtsfest

Lothar Groppe SJ

Alle Jahre wieder . . . heißt es in einem alten Weihnachtslied, das wir als Kinder gesungen haben. Aber können wir dieses Lied auch heute noch in aller Unbefangenheit singen? Ist doch inzwischen alles mehr oder minder in die Krise geraten, wie die Unglückspropheten mit düsterer Miene verkünden.

Ich erinnere mich noch an einen Weihnachtsartikel aus dem Jahr 1950, als der Koreakrieg einem seiner ersten Höhepunkte zutrieb. Darin fragte der Schreiber mit „belegter Stimme“, ob man denn noch ruhig in die Pfefferkuchen beißen könne, wo doch in Korea Tag für Tag Menschen stürben. Aber wann können wir dann überhaupt noch Weihnachten feiern? Von der uns bekannten mehrtausendjährigen Geschichte der Menschen gab es nur 287 Jahre, in denen nicht irgendwo auf der Welt ein Krieg tobte. Und das Sterben unter Lanzenstichen, Hellebarden oder Morgensternen war nicht „angenehmer“ als das im Maschinengewehrfeuer oder Bombenhagel. Wie hätte Jesus sich verhalten, wie würde er sich heute verhalten?, lautet eine beliebte Frage in unseren Tagen. Nun, das Lukasevangelium berichtet, daß Jesus zu Hochzeiten und Festmähler ging, obwohl Pilatus unter seinen Landsleuten, die opferten, ein Blutbad anrichten ließ und obwohl 18 Menschen beim Einsturz des Turmes von Schiloach ums Leben kamen (Lk 13, 1.4). Vielleicht hatte gerade dieses Verhalten des Herrn seine Feinde veranlaßt, ihn einen „Fresser und Säufer“, einen „Freund der Zöllner und Sünder“ zu nennen (Mt 11, 19).

Sollen wir also Weihnachten feiern, wie gehabt? Nun, wir sind keine Kinder mehr, die noch fest daran glauben, daß in wenigen Tagen das Christkind auf die Erde kommt, wir können nicht Advent spielen. Wir wissen, daß der Herr vor rund 2000 Jahren auf die Erde gekommen ist. Zudem wiederholen sich Advent und Weihnachten jedes Jahr.

Aber wie sollen oder wie können wir Weihnachten feiern, wenn wir nicht am Geheimnis der Ankunft unseres Erlösers vorbeigehen wollen?

Es läßt sich gewiß nicht leugnen, daß für viele Weihnachten problematisch geworden ist. Erst kürzlich sagte mir jemand: Wenn wir über Weihnachten sprechen wollen, bekommen wir sicher Streit miteinander. Der ganze Rummel, das feierliche Getue, die verlogene Stimmung . . . das alles hängt mir zum Halse heraus . . . Es ist sicher verständlich, wenn etwa Verkäufer in Warenhäusern vom umsatzfördernden Brimborium der Vorweihnachtszeit die Nase voll haben, nachdem sie pausenlos mit „Süßer die Glocken nie klingen . . .“ und „Stille Nacht . . .“ berieselt wurden. Es ist begreiflich, wenn viele Menschen dem hektischen Trubel der Weihnachtszeit entfliehen wollen. Die Reisebüros berichten, daß in den rund 2 Wochen der Weihnachtszeit 10% des gesamten Jahresumsatzes getätigt werden. Die Leute wollen dem Weihnachtsrummel entfliehen. Wollen sie das wirklich? Wenn man die Angebote der Reisebüros studiert, könnte man etwas skeptisch werden: „Weihnachten auf gemütlichen Ferienbauernhöfen“ würde vielleicht noch in die Rich-

tung passen. Aber könnten wir das nicht auch, und zwar billiger, zu Hause haben? Weihnachten ohne jeglichen Rummel, mit einigen besinnlichen Stunden oder gar Tagen im Kreis der Familie oder von Freunden? Die Reisebüros berichten weiter, daß sich schon jetzt „Weihnachts- und Silvester-Ferien auf See“ als besondere Renner entpuppen. Nun, ich bin mehrfach, auch während der Weihnachtszeit, zur See gefahren, wenn auch nicht als Tourist. Aber wenn es irgendwo Rummel und Hektik gibt, dann sicher dort.

Eine andere Zeitungsmeldung scheint den wahren Grund für die angebliche Flucht aus dem Trubel gerade zu Weihnachten anzudeuten:

„Auf Deutschlands höchstem Berg, der 2963 Meter hohen Zugspitze, steht das Schneefernerhaus — mit einer grandiosen, an klaren Tagen bis zu 150 Kilometer weiten Fernsicht auf das Alpenmassiv. Man möchte annehmen, daß die Hotelzimmer von Alltagsgestreßten Großstädtern ausgebucht sind. Doch die Menschen ergreifen die Flucht, sobald die Stille total, die Ruhe unausweichlich wird. Sie empfinden sie als Einsamkeit — und reisen ab. Schade, denn das Schneefernerhaus ist komfortabel, die Zimmer sind gemütlich, und die Preise sind mit 83 Mark pro Person, inklusive Anfahrt, Frühstück und Abendessen, niedrig.“ (Welt am Sonntag) Wer öfter in Hotels absteigt weiß, daß man für gewöhnlich für weniger Komfort und ohne Abendessen erheblich mehr zahlen muß.

Nein, ist es nicht die Flucht vor der Einsamkeit, vor der Erinnerung an ungetrübte Weihnachtsfreuden aus unserer Kinderzeit, da wir uns noch erwartungsfroh so recht von Herzen freuen konnten? Ist nicht der moderne Mensch weitgehend unfähig geworden, Stille, Besinnung zu ertragen? Man erlebt es immer wieder bei Exerzitien, daß, von Ausnahmen abgesehen, die meisten Menschen keine Stille mehr halten können.

Aber sollen wir uns das Fest durch äußere Umstände vermiesen lassen, sollen wir uns selbst den Weg zu ihm verbauen? Weihnachten ist zwar nach der liturgischen Ordnung nicht das höchste Fest der Christenheit — das ist bekanntlich Ostern — aber vielleicht können wir sagen, das menschlichste. Eines, das im Prinzip jeder von uns hätte miterleben können. Zeugen der österlichen Auferstehung wurden ja nur die von Gott vorherbestimmten Zeugen, wie die hl. Schrift sagt. Aber zur Krippe kommen zuerst die Armen, die auf der Schattenseite des Lebens sitzen, aber auch die Vornehmen, Hochgebildeten, Reichen, wie die Weisen, haben Zutritt zum menschgewordenen Erlöser. Gott wird Mensch, damit wir nicht erschrecken, er wird ein hilfloses Kind, damit wir Vertrauen, ja Zutrauen bekommen. Kein Fest der Christenheit ist so wie Weihnachten geeignet, uns den Zugang zu Gott wiederfinden zu lassen, wenn wir ihn vielleicht verloren haben, wenn er, durch äußere Umstände, vielleicht auch durch eigene Schuld, verschüttet wurde. Es gab im Wien der Kriegsjahre eine Mädchengruppe, die „die Donnerstagskinder“ genannt wurden, weil sie sich jeweils an diesem Tag mit einem meiner Mitbrüder zu religiösen Gesprächen trafen. Es war eine Gruppe ganz besonderer Art. Die Mädchen waren alle katholisch, aber sie hatten einen „Geburtsfehler“, der in der damaligen Zeit tödlich war. Sie entstammten der nichtarischen Rasse, wie es damals hieß. Sie waren Halb- oder Vierteljüdinnen, mußten die höhere Schule verlassen, wurden, soweit sie bereits auf der Uni waren,

von dort verwiesen und wurden zum Kriegseinsatz in Fabriken dienstverpflichtet. Viele ihrer Angehörigen waren bereits vergast, sie lebten in ständiger Angst um ihr eigenes Leben und das ihrer Angehörigen. Aber sie wollten für den Pater, der sie zusammen mit Helferinnen betreute, und für den Helferkreis zum Dank ein Weihnachtsspiel aufführen. Diese Mädchen wußten genau, welch großer Gefahr sich diejenigen aussetzten, die ihnen zur Seite standen. Von den Helferinnen des Mitbruders waren neun ins Konzentrationslager gekommen, acht von ihnen waren bereits vergast.

Zum Verständnis möchte ich noch bemerken, daß Wien damals zum „Großdeutschen Reich“ gehörte, wie es sich stolz nannte. Die Altstadt Wiens ist mit tiefen Katakomben durchzogen, in denen damals viele Menschen Schutz vor den Bomben oder auch den Häschern der Polizei suchten. Ein Mädchen aus der Gruppe kam noch ins KZ, wurde aber bei Kriegsende befreit. Ein anderes Mädchen, die inzwischen weit über Österreich hinaus bekannte Dichterin Ilse Aichinger, hat gemeinsam mit den anderen folgenden Brief geschrieben:

„Liebes, liebes Christkind!

Wir hoffen, daß Dich unser Brief — von Bombengeschwadern, Flaksplintern und Sirenengeheul umschwirrt — trotzdem erreichen wird! Denn Deine Postleitzahl ist nicht 12a oder 12b! Sie ist unendlich und birgt alles in sich!

Wir können diesen Brief leider nicht ins Fenster legen, damit Du ihn dort holst — denn die Außenfenster sind zerbrochen und die Innenfenster ausgehängt! — Wir werden ihn auch nicht unseren Müttern mitgeben können, wie damals, als wir noch klein waren, denn unsere Mütter haben heute andere Sorgen!

Auch die Post ist sehr unzuverlässig und keine von uns hat einen Ausweis, der zu einem Brief in den Himmel berechtigt!

Trotzdem glauben wir, daß Dich unser Brief erreicht! Dieses Vertrauen ist die einzige Verbindung, die wir zu Dir haben und vielleicht die beste! Liebes Christkind! — alle Briefe an Dich beginnen mit; ‚Ich wünsche mir . . .‘ Unserer beginnt mit: ‚Wie Du willst!‘ Wir wissen, daß Du am besten weißt, was wir wünschen! Trotzdem wollen wir’s Dir noch einmal sagen:

Es handelt sich nicht darum, daß Irene eine Feder auf ihren Hut möchte — Ilse ein Zuhause und Sissy ein Tagebuch! . . . Wir wollen Dich in diesem Brief auch nicht bitten: Rette unser Leben und alles, was uns gehört. . .

O nein! Wir haben diesmal nur eine einzige Bitte:

Rette unser Weihnachtsfest! Sieh — wie unsere Augen schon jetzt leuchten und unsere Wangen brennen, obwohl es erst November ist!

Sieh — wie unsere Freude überströmt! — Du hast sie uns geschenkt. Und wir wollen ja nichts anderes, als Kerzen sein von Deinem Licht!

Gib, daß wir brennen dürfen — auch wenn man diese Weihnachten keinen Christbaum bekommt!

Dein Feuer ist ja unsere einzige Sicherheit, — es hält uns und trägt uns und wir wissen, daß das sicherer ist als die tiefsten Katakomben!

Du kennst alle unsere Geheimnisse und man muß vor Dir nichts verheimlichen: Du weißt — wir haben noch immer kein Goldpapier für die Kronen der heiligen drei Könige! Du weißt — jede von uns näht heimlich unter der Bank oder hinter die Maschine versteckt — ein Paar kleine Schuhe für die Weihnachtsbescherung! Manche werden schief. Auch ist der Pater dagegen, daß man solche Dinge während der Arbeit macht — aber diesmal hast ja Du uns dienstverpflichtet!

Und wenn wir auch zu diesem Zweck die Hüte unserer Mütter gestohlen und zerschnitten haben — wir können's ja auf jeden Fall vor Weihnachten noch beichten, damit alles in Ordnung ist!

Hörst Du — wie der Sturm ums Haus heult! — hörst Du — und jetzt ist irgendwo ein Blindgänger losgegangen! — Sissy erschrickt, — aber sie ist doch die Madonna — und die Madonna darf nicht erschrecken, denn sie hält ja Dich selbst in ihren Armen und darf Dich nicht fallen lassen! Keine von uns will das! Darum gib, daß wir immer genügend reine Hände haben — um Dich zu halten und schenk uns einen blauen, tiefen Schleier für die Madonna, damit sie alle Blindgänger vergift! . . . Du weißt, daß Trude die Welt spielt und noch manchmal lacht, wenn sie weinen soll . . . , aber Du selbst hast uns ja gelehrt, all unsere Schmerzen unter einem Lächeln zu verbergen!

Und wir hoffen — Du verzeihst uns, wenn wir manchmal zu viel Dummheiten machen . . . Es ist so gut, daß Du das alles weißt und daß Du alles verstehst — auch das, was manche von den ganz großen Leuten nicht verstehen wollen:

Unsere große Freude!

Wir bitten Dich noch einmal: Gib, daß wir strahlen dürfen über alle Angst und Verzweiflung!

Gib, daß nicht alle Pantoffeln schief werden, daß Trude nicht lacht, wenn sie weinen soll, — daß die drei Könige Kronen haben und daß wir alle bis zu Weihnachten entweder am Leben oder alle schon tot sind, damit das Spiel gespielt wird — im Himmel oder auf der Erde!

Deine Lausbuben vom Donnerstag!“

Wenn diese jungen Menschen, die in ständiger Todesbedrohung leben, sich so auf Weihnachten vorbereiten, wenn sie in schier auswegloser Not dieses Fest so tief erleben dürfen, sollten dann nicht auch wir wieder einen Zugang zum menschlichsten aller christlichen Feste finden?

Die immer wiederkehrende Mahnung des Täufers Johannes lautet:

Bereitet den Weg des Herrn, laßt ihn in eure Herzen, verschließt euch ihm nicht. Wir haben im „Gotteslob“, Nr. 115 ein bekanntes Lied, dessen besinnliche Lesung uns helfen kann, wieder Zugang zu finden, zu ihm, der uns zu erlösen kam:

„Wir sagen euch an den lieben Advent, sehet die erste Kerze brennt. Wir sagen euch an eine heilige Zeit. Machet dem Herrn den Weg bereit.

Wir sagen euch an den lieben Advent. Sehet die zweite Kerze brennt. So nehmet euch eins um das andere an, wie auch der Herr an uns getan.

Wir sagen euch an den lieben Advent. Sehet die dritte Kerze brennt. Nun tragt eurer Güte hellen Schein weit in die dunkle Welt hinein.

Wir sagen euch an den lieben Advent. Sehet die vierte Kerze brennt. Gott selber wird kommen, er zögert nicht. Auf, auf ihr Herzen, und werdet Licht. Freut euch ihr Christen, freuet euch sehr! Schon ist nahe der Herr.“

Dies aber bedenkt

Dies aber
Bedenkt,
Ihr Menschen
Im Leid:
Immer noch
Leben
Elender
Andere,
Deren Tränen
Tief euch beschämten,
Sähet ihr nicht
Immer
Nur wieder
Euch selbst! —

Hans Bahrs

Dialog, ein Weg zum Frieden

*Diese Ansprache kann zum Jahresschluß oder zu Neujahr gehalten werden.
Sie stellt den Dialog als Weg zum Frieden heraus.*

Heinrich Bückler

Liebe Christen!

Vor Jahren kam ein kräftiger Mann in die psychologische Beatung. Er hatte ein dickes Problem: Er fuhr gelegentlich aus der Haut und schlug seine Mitmenschen. Bei einem Konflikt nahm er sehr schnell die Brechstange.

Er litt selber unter seiner Unberechenbarkeit und wollte davon geheilt werden.

Was hätten Sie gemacht, was ihm geraten?

Was sagen Sie, wenn Sie von Schlägereien in unserer Stadt hören?

Was tun Sie, wenn Sie gar selber dazu neigen, zuzuschlagen?

Das Schlagen hat schon eine lange Tradition. Einzelne und ganze Gruppen von Menschen schlagen sich, ja, schlagen sich gegenseitig tot. Tun das ganze Völker, so spricht man von Krieg.

Krieg, davor haben viele Angst. Die meisten Neujahrswünsche lauten: daß es keinen Krieg gibt! Den Frieden wünschen sich die Menschen; nur kein Krieg, nur kein Schlagen!

Das wünschte sich auch unser Mann in der Beratung, dasselbe seine ganze Familie und andere.

Wie aber konnte dem Mann geholfen werden?

Wir stellten fest, daß der Mann nicht reden konnte; er konnte sich nicht mit Worten verteidigen, konnte in Konfliktsituationen nicht reden. Er hatte nur eins gelernt: den Griff zu der Brechstange.

Wir haben mit ihm das Sprechen geübt. Er hat den Dialog geübt. Er hat es gelernt, geduldig mit anderen zu reden und um Lösungen zu ringen. Er hat es gelernt, mit dem Wort umzugehen statt mit der Brechstange. Heute ist dieser Mann ein ganz friedlicher Mensch. Eine Schlägerei hat es nie mehr gegeben.

Liebe Christen! Wenn wir den Weltfrieden wollen und keinen Krieg, dann müssen wir diese Therapieform auf alle Menschen, Völker und Rassen ausdehnen.

Alle müssen es lernen, nicht im Schlagen, im Krieg Lösungen von Konflikten zu suchen, sondern im Gespräch, im Dialog, in Verhandlungen. Das jüngste Konzil hat in seiner Abhandlung „Gaudium et spes“ (= Freude und Hoffnung) die Notwendigkeit des Dialogs als „ein immer fruchtbares Gespräch zwischen allen“ ausdrücklich unterstrichen, als Weg zum Frieden. Wir sollten diesem Dialog trauen und uns freuen, wenn Volksvertreter mit anderen reden. Wir müssen auch selbst mit anderen d.h. mit solchen, die anders sind als wir, reden (mit dem Ehepartner, mit den Jugendlichen oder Älteren, mit dem Evangeli-

schen, dem Türken, dem . . .). Dialog führt zum Frieden. Er baut oder unterhält Brücken der Verständigung. Er macht Schlägen, Krieg und Unruhen überflüssig. Im Wort steckt eine Kraft. Es kann der Anfang des Kriege sein, wenn es ein böses Wort ist. Es kann aber vor allem der Friede sein, wenn es ein gutes, ein liebes Wort ist.

Gottes Wort ist selber Friede. Gott hat auf das Wort, auf sein gutes Wort gesetzt, um uns den Frieden zu bringen. „Und das Wort ist Fleisch geworden und hat unter uns gewohnt“.

Sein friedentiftendes Wort ist in Jesus Christus unter uns. Es schenkt uns Frieden und Versöhnung. „Im Anfang war das Wort“, am Anfang des Heils.

Kann nicht auch unser gutes Wort mit IHM Beginn und Garantie des Friedens sein?

Ruf der Weihnacht

Ach, ihr Gerechten,
Vergeßt
Bei eurem Halleluja
Nicht:
Zweitausend Jahre
Haß und Krieg
Schwingen in allen
Glocken mit,
Die feierlich
Die Stille Nacht
Einläuten.
Noch immer irrt,
Gehetzt von der Gewalt,
Die Liebe
Friedlos durch die Welt.
Schal schmeckt das Gebet
Dem Munde,
Der es formt
Nach alter Weise.
Zu Taten endlich,
Nicht mehr zu Gebärden,
Ruft die Weihnacht
Alle auf!

Hans Bahrs

Silvesterfahrt zum Hintereck

Eine Erzählung

Hans Bahrs

Weihnachten über waren Heini und Liesel auf ihrem Hausberg in 1 100 m Höhe noch eingeschneit gewesen. So war auch aus dem traditionellen Weihnachtsbesuch beim Schwarzbauern, der 100 m unterhalb ihrer Hütte den am höchsten gelegenen Hof dieses Landstrichs bewirtschaftete, nichts geworden. Kurz nach dem Fest hatte man die Schneeverwehung jedoch wieder beseitigen können, die immer wieder von der weiten, kahlen Hochfläche drohte, die dem Zugriff des Windes voll ausgesetzt war. Scharfer Frost hatte den Altschnee dann gehärtet, so daß die Wege zur Höhe wieder passierbar geworden waren. So waren dann auch der Nudelkurt und der Nasenwilli Silvesternachmittag zu Heini und Liesel aus der Uhrenstadt drunten hochgekommen, um hier auf der Hütte den Altjahrsabend zu feiern.

Man saß gemütlich um den Kamin herum und plauderte. „Unsere Freunde unten haben auf euren Weihnachtsbesuch gewartet. Sie meinen, ihr wäret auf den Brettern ja doch rascher in der Stadt als sie oben.“ — „Stimmt“, gab Liesel zu, „aber hinauf müssen wir ja auch wieder. Das kommt alles auf eines heraus.“ Nasenwilli schneuzte sich gewaltig, daß sein mächtiger Gesichtserker die charakteristische Leuchtfarbe bekam, die ihm seinen Spitznamen eingetragen hatte. „Der Schwarzbauer hat Besuch von einem alten Kriegskameraden bekommen. Ich meine nur, falls ihr ihn besuchen wollt. . .“ — „Heute?“ wunderte sich Liesel. „Nein, wir bleiben besser hier am Kamin und brauen uns einen starken Grog. Schmalzkuchen habe ich schon gebacken.“ — „Was meinst du, Liesel, wir könnten doch auch mit unseren beiden Gästen eine Fahrt zum Hintereck machen?“ meinte Heini. „Da würde die Rose aber schön gucken!“ — „Soll sie, die gute Alte!“ lachte der Nudelkurt. „Die habe ich seit vielen Jahren nicht mehr gesehen. Die lebt also immer noch? Na, die muß doch mindestens siebzig Jahre alt sein!“ — „Kann sein, aber die siehst du ihr nicht an. Sie ist zäh!“ erwiderte Heini. „Also abgemacht! Wir besuchen Rose und ihren Josef im Hintereck!“

Eine Stunde vor Mitternacht, als sie nicht nur leckeren Schmalzkuchen gegessen und nördlichen Grog getrunken, sondern auch gute Gespräche am Kamin geführt hatten, mahnte Liesel zum Aufbruch: „Auf denn, Leute. Wenn wir wirklich noch zum Hintereck wollen, wird es Zeit!“

Die Bergstraße war noch am Vormittag bis zum Hotel hin vom Schneepflug geräumt worden. Aber nun schneite es schon wieder seit Stunden, leicht und sacht, aber unaufhörlich. Schon war die dunkle Fläche der Straße mit Neuschnee bedeckt. Die vier Nachtwanderer versanken auf den Seitenwegen immer wieder bis tief über die Knöchel im Pulverschnee. Dennoch fuhr es sich gut und verhältnismäßig rasch dahin. Die Nacht war nur vom Schnee hell, denn der Himmel hielt seine Sterne hinter tiefhängenden Wolken verborgen. Auch der Mond sah die vier Menschen nicht, die über die Schneewälder dahinglitten auf

ihren Skiern, die Pudelmützen über die Ohren gezogen, immer wieder vom Wind erfaßt, der ihre Hosen aufbauschte und sie erschauern ließ.

Aus den Tälern her grummelte es wie von leichter Artillerie. „Die Leute feiern den Altjahrsabend eben auf ihre Weise!“ sagte Liesel. Heini nickte nur. Es bedurfte keiner langen Reden, um das Einverständnis zwischen ihnen herzustellen, das in zwanzig Ehejahren gewachsen war.

Heini wählte die unbezeichneten Richtpfade, deren es hier so viele gab, daß sich nur Eingeweihte darauf verstanden. Kurz vor Mitternacht erreichten sie die Berghütte auf dem Hintereck, einem vorspringenden Felsen. Vereint trommelten sie mit den Fingerknöcheln gegen die Tür und antworteten lachend der brummenden Stimme Josefs, die da fragte, welche Waldgeister denn hier am Altjahrsabend umgingen: „Laß uns nur herein! Hier draußen wird es jetzt ungemütlich!“ Josef öffnete und schrie dann fast in die Stube hinein: „Jesses Maria, das sind ja Liesel und Heini!“ — „Bei dem Schneetreiben?“ wunderte sich Rose. „Klopft den Schnee ab und kommt herein!“ Liesel lachte: „Da sind noch zwei, die begrüßt werden wollen!“ Da erkannte Rose auch den Nudelkurt und den Nasenwilli: „Na, das müssen wir aber rot im Kalender anstreichen, daß ihr mal wieder zu uns 'naufkommt!“ Dabei fiel ihr Blick auf eine große Gummischürze, die sie über ihren Rock gestreift hatte: „Da muß ich mich wohl doch noch umziehen!“ — „Ach was, Rose, du bist auch so schön genug!“ lachte Heini. „Unsere Kuh hat nämlich gekalbt“, erwiderte Josef bedächtig. „Es hat Stunden gedauert.“ — „Ja, die Kreatur will ja auch leben. Sie kümmert sich nicht um die Feiertage der Menschen!“ meinte Nudelkurt.

In der engen Stube des Bergbauernhofes auf dem Hintereck wurde es bald gemütlich. Man saß auf der Ofenbank und blickte durch die halbblinden Scheiben nach draußen. Wenn man sehr weit in die Nacht hinausschaute, mochte man die Straße in der Tiefe ahnen, auf der in helleren Nächten die Lichter der dahinrasenden Autos zu erkennen sind. Der Grog dampfte in den Gläsern. Rose saß in ihrem breiten Stuhl neben der Ofenbank und lobte ihre Gäste: „Schön, daß ihr gekommen seid! Wir haben hier seit Wochen keinen Menschen gesehen außer dem Postboten, der Weihnachten zuletzt bei uns war. Nein, mir wäre es zu ungemütlich, jetzt wie ihr auf Skiern durch die Nacht zu fahren!“ — „Es war schön, vielleicht lacht ihr jetzt über mich, wenn ich euch sage, daß mir bei der Fahrt durch die Nacht hierher richtig feierlich zumute war!“ sann Liesel. „Wir lachen nicht“, brummelte Josef, „wir freuen uns, daß ihr da seid, basta!“

Es wurden keine großen Reden ausgetauscht in den Stunden, die man noch beisammensaß. Man sprach dies und das, von der Wirtschaft, von den Freunden, von den Zeiten. Als das junge Jahr seine vierte Stunde vollendet hatte, brachen Heini und Liesel wieder auf. Nudelkurt und Nasenwilli hatten sich von Rose ein Nachtlager richten lassen. „Gegen Mittag fahren wir von hier aus ins Tal zurück“, hatte Nudelkurt gemeint, und alle anderen waren es zufrieden gewesen. „Du bekommst auch deine geliebten Nudeln!“ hatte Rose ihm versprochen. Sie kannte ja seine Liebesspeise, die ihm einst seinen Beinamen eingetragen hatte.

Auf der Rückfahrt zur Hütte fiel kein Schnee mehr. Der Wind stand fast still. Manchmal plumpste ein Packer Schnee durch die Zweige hindurch auf den Waldboden, wenn die Last zu schwer geworden war. Von einem freien Platz aus erblickten Heini und Liesel noch einmal das Hintereck. „Es brennt noch Licht!“ sagte Liesel. „Sie haben wohl immer noch was zu erzählen.“ — „Kann schon sein“, erwiderte ihr Mann, „zu ihnen kommt ja auch nur selten Besuch. Trotzdem leben die beiden Alten glücklich auf ihrem Felsen, glaube ich!“ — „Wie wir in unserer Hütte!“ — „Ja, wie wir. Ob wohl das Feuer im Kamin noch brennt?“ — „Ja, Heini, wir legen am besten noch einige Kloben hinein, wenn wir dort sind. Ach, werde ich schlafen können!“

Das Feuer brannte wirklich noch. Die Hüttenleute konnten beruhigt schlafen gehen. Auch der junge Morgen, der bald darauf schon in ihre Fenster blickte, störte ihren Schlummer nicht.

Wege zum Frieden und zur Wahrheit

Akademie Oberst Helmut Korn gegründet

In einem feierlichen Festakt wurde am Donnerstag, dem 29.10.1987 die „Akademie Oberst Helmut Korn“ in Fulda gegründet.

Der Gedanke

Mit der Einrichtung dieser Akademie wird ein alter Gedanke des Königsteiner Offizierkreises (KOK) wieder aufgenommen. Dem Vater des Akademiegedankens Dr. Helmut Ibach — er war anwesend — schwebte immer die Einrichtung einer Akademie als zeitgerechte Institution zur Weitergabe ethischer Gedanken an einen offenen Kreis vor Augen. Der tiefe Sinn einer solchen Akademie ist, daß sie ungestört von Mitgliedschaften, organisatorischen Problemen und gesellschaftlichen Zuordnungen einzig dem Ziel dienen kann: Hilfen anzubieten für die Arbeit im Spannungsfeld des täglichen Lebens.

Es ist dabei selbstverständlich, daß man eine solche Akademie nicht im „freien Raum“ ansiedeln kann. Das könnte dazu führen, daß man für alle etwas bringen möchte und am Ende für keinen die versprochene Hilfe bietet.

So mußte dieser Grundgedanke der Akademie, wie es Ibach auch wollte, im Glauben verankert sein. Weiterhin ist es nur zu natürlich, daß eine solche Einrichtung in erster Linie den Soldaten dienen soll.

Aus der Erfahrung in der langen Zeit der tätigen Mitarbeit in Kirche, Gesellschaft und Soldatenberuf ergab sich, daß eine solche Hilfestellung besonders den Soldaten fehlt, die in jungen Jahren im Brennpunkt der Verantwortung stehen. Hier ist an alle Unteroffiziere und Offiziere gedacht, die als Zugführer, Kompaniefeldwebel, Kompanieführer oder auch Kommandeur im täglichen Alltag zur Diskussion, zur Stellungnahme und zur Entscheidung gerufen sind.

Menschlichen und sicherheitspolitischen Fragen kann man nicht ausweichen. Sie werden immer dann brennend, wenn man als ziviler Mensch mit Fragen des Befehls, des Gehorsams, mit Problemen auf Leben und Tod konfrontiert wird.

In der Fülle der Ereignisse der heutigen Entwicklung und der Informationsflut aus aller Welt, bleibt zu wenig Zeit für die Besinnung auf die Grundwerte. Diese aber sind unerlässlich, wenn man die Spannungen im täglichen Leben aushalten will und darüber hinaus noch führen, das heißt vorleben, muß.

Die Kirche kann in einer solchen Zeit als verlässlicher Hüter ethischer Maxime Rat und Hilfe geben.

Nach einer längeren Entwicklung hat sich die GKS entschlossen, eine solche Akademie, eine solche Freistatt der Diskussion zu gründen.

Eine Laieninitiative im Zusammenwirken mit der Gemeinschaft der Kirche.

So fiel denn auch die Wahl aus zwei Gründen auf Fulda.

Die dortige Akademie, das Bonifatiushaus mit seinem engagierten Direktor Dr. Antonius Gescher, bildet die geistige Komponente.

Die Stadt Fulda, fast in der Mitte der Bundesrepublik, war der geographische Ort.

Doch darüber hinaus sind auch geistliche Ströme zu verzeichnen. Die Nähe des Grabes des Glaubensboten für die Deutschen, Bonifatius, und die klare Haltung des Erzbischofs Dr. Johannes Dyba zu Fragen des Glaubens, der Kirche und auch des soldatischen Auftrages waren geistliche Impulse, die mittragen sollten und, — so spürte man, — mitgetragen haben.

Nicht unerwähnt bleiben soll noch die Nähe zum Erzbistum unseres Militärbischofs, Erzbischof Dr. Elmar Maria Kredel, der in seiner Ansprache auch diese Verbundenheit erkennen ließ.

Der Name

Meist steht ein Name für ein Programm, für eine Richtung. Natürlich hätte man einen Heiligen auserwählen können. Sicherlich wäre auch ein Name wie der des Prinzen Eugen eine programmatische Aussage gewesen.

Hier ging es aber darum, einen Namen zu finden, der in der heutigen Zeit einen konkreten Tagesbezug hat.

Da die GKS die Trägerin dieser Akademie ist, lag es nicht so fern, einen Namen aus unseren Reihen zu wählen.

So fiel die Wahl auf Helmut Korn, weil er nicht nur über 20 Jahre unser Mitglied, sondern seit fast 17 Jahren unser Vorsitzender oder noch genauer unser Vordenker war.

Er hat dafür gesorgt — mit denen, die seine Gedanken erfaßt, diskutiert, mitgeformt und verwirklicht haben —, daß der KOK und später der GKS nicht ein „Verein“ soldatischer Prägung wurde, sondern jene Innovationszelle, in der — für Soldaten und auch für zivile Staatsbürger — neue Gedanken gedacht werden.

- Neue Gedanken über das Verhältnis des Soldaten — aller Soldaten — zur Macht;
- alte Gedanken über die Menschenwürde, neu umgesetzt in die Zeit von heute;
- Gedanken über die Verwirklichung der alten christlichen Tugenden in unseren soldatischen Alltag — Gedanken der inneren Führung;
- umfassende Gedanken zum Frieden in unserer Zeit.

Von diesen Gedanken zehren wir nicht nur, sondern wir sind innerlich froh, wenn wir sie mit Leben erfüllen können.

Hinzu kam, daß diese Gedanken nicht in der Einsamkeit einer Einsiedelei oder im erlauchten Kreis gedacht und diskutiert werden, sondern mitten unter den Brüdern und Schwestern im Glauben.

Daß zudem der Mensch Helmut Korn — mit seinen starken aber auch schwachen Seiten —, uns dann auf den Ruf des Herrn tapfer voranging, war ein letzter Grund, diese Akademie nach ihm zu benennen.

Wir danken der Familie Korn für die Bereitschaft, uns zu gestatten, den Namen des Mannes, des Vaters dieser Gründung zu verleihen.

Die Übernahme des Namens ist eine hohe Verpflichtung. Und nicht ohne Grund hat der Schirmherr dieser Akademie Oberst Helmut Korn mit sehr eindringlichen Worten — und man spürte den tiefen Ernst — gemahnt, daß mit dieser Akademie alle, besonders aber die Jüngeren, die Verpflichtung des Glaubens angenommen haben und ihn weitertragen müssen, so wie Helmut Korn es sich wünschte. Hier gilt es, ein Erbe zu pflegen, das als Flamme wärmen kann, das aber, heruntergebrannt, als Asche vertan wäre.

Ablauf

Die Teilnehmer an der ersten Akademieveranstaltung waren am Montag, dem 26. 10. durch einen Empfang beim Oberbürgermeister der Stadt Fulda, Dr. Wolfgang Hamberger, im Stadtschloß eingestimmt und motiviert worden.

Das Stadtoberhaupt betonte, daß die Aufgabe der Bundeswehr, den Bürgern Schutz zu bieten, auch beinhalte, sich mit den Problemen der Zeit auseinanderzusetzen. So sei es begrüßenswert, daß sich die katholischen Soldaten besonders um die Auseinandersetzung mit den ethischen Fragen bemühten.

Die Vorträge (s. S. 20ff.) führten dann auch in die Tiefe. „Was macht die Bundesrepublik verteidigungswürdig?“, „Der Heilige Bonifatius und die christliche Grundlegung Europas“, „Was heißt heute, tapfer verteidigen?“, „Menschenwürde im Dienstalltag“ waren die Themen.

Die Tage begannen bzw. klangen aus — auf Wunsch der Teilnehmer — mit einem Gottesdienst.

Soweit die Vorträge erhältlich waren, sind sie anschließend abgedruckt.

Allseits beeindruckend war die Fahrt zur innerdeutschen Grenze. Dabei konnten die Teilnehmer auch viel über die Sorgen und Nöte der Beamten des Bundesgrenzschutzes erfahren.

Feierliche Eröffnung

Höhepunkt aber war dann am 29. 10. 1987 die feierliche Eröffnung.

In der Pontifikalmesse, die Erzbischof Dr. Johannes Dyba — obwohl er von einer heftigen Erkältung schwer geplagt war — hielt, betonte der Bischof von Fulda: „Die Gründung dieser Akademie entspricht der Herausforderung, die heute Staat und Kirche gestellt ist.“ Weiter betonte der Bischof, daß außer einer Verteidigung nach außen eine Verteidigung nach innen notwendig sei. Im Innern werde bereits der Kampf ausgetragen zwischen de-

nen, die ethische Werte als unverzichtbar halten und jene, die dem Wohlleben und der Richtungslosigkeit, letztlich dem Bösen verfallen seien. Wer aber sein Leben für den Schutz nach außen einzusetzen bereit sei, müsse auch wissen, wofür er dieses Opfer zu bringen habe. Auf diese Fragen wolle die Akademie eine Antwort geben. Aus diesem Grunde freue er sich über diese Initiative und wünsche Gottes Segen.

Im stimmungsvollen Innenhof der Akademie erfolgte dann der eigentliche Gründungsakt. Militärbischof Dr. Elmar Maria Kredel, Erzbischof von Bamberg, und Erzbischof Dr. Johannes Dyba, Bischof von Fulda, hatten es sich nicht nehmen lassen, dem feierlichen Akt beizuwohnen.

Frau Klara Korn und Tochter Judith konnten zu unserer Freude der Einladung folgen und zur Veranstaltung anwesend sein.

Die Gäste aus Politik, dem Bereich der Behörden und des BGS waren zahlreich.

Stadtverordnetenvorsteher Paul Gwosdz führte aus dem eigenen Erleben hin zu der Frage ethischer Werte heute. So begrüßte er es, daß in dieser Akademie über Grundfragen des soldatischen Lebens nachgedacht würde.

Neben dem Schirmherrn, Generalleutnant Dieter Clauß, Kommandierender General I. Korps, waren Brigadegeneral Wilhelm Tolksdorf, Kommandeur PzGrenBrig 5, sowie weitere Kommandeure der umliegenden Einheiten des Heeres und der Luftwaffe vertreten.

Außer den Bischöfen war die Kirche in besonders engagierter Weise vor Ort. Generalvikar Dr. Ernst Niermann, Prälat Hubert Bittorf, Wehrbereichsdekan IV, Militärdekane, aber auch Pfarrer der Diözese Fulda folgten dem Ruf und dem Festakt.

Die Mitglieder des KOK und der GKS, die nicht mehr im aktiven Dienst stehen, unterstrichen mit ihrer Anwesenheit, daß sie sich zu dem Gedanken der Akademie und dem, dessen Namen diese Institution — Helmut Korn — nun tragen wird, bekennen. In ihren Grußworten betonten Militärdekan Hubert Bittorfs und der Hausherr Dr. Antonius Gescher, daß diese Akademie in die Gesellschaft wirken müsse und Brückenfunktion auszuüben habe.

Der Bundesvorsitzende der GKS, Oberstleutnant i.G. Paul Schulz, konnte so eine große Schar von Gästen, Freunden und Interessierten begrüßen.

Er dankte auch dem Blockflöten-Ensemble der Musikschule der Stadt Fulda unter Leitung von Frau Christa Rahlf für die einfühlsame Umrahmung.

Nicht unerwähnt bleiben darf, daß unser Militärbischof am Schluß der Veranstaltung den Verantwortlichen für die Akademie, aber auch den Teilnehmern inständig ans Herz legte, als Christ in Uniform, der Gesellschaft, die heute weitgehend orientierungslos und von Skrupeln geplagt sei, Vorbild zu sein. In dieser Akademie könnten Laien den Sendungsauftrag der Kirche verwirklichen.

Die mit Spannung erwartete Rede des Schirmherrn, Generalleutnant Dieter Clauß, seit seiner Zeit als Kompaniechef Mitglied des KOK und der GKS, machte dann in beeindruckender Weise deutlich, warum eine solche Akademie notwendig sei und weshalb sie den Namen Helmut Korn erhalten hat.

Die Festrede

Hochwürdige Exzellenzen!
Sehr geehrte Herren Abgeordnete!
Meine Damen und Herren!

Wir eröffnen am heutigen Abend offiziell die Akademie „Oberst Helmut Korn“. Ich habe die Ehre, dieses Ereignis zu würdigen.

Es ist selbstverständlich, daß in einer solchen Stunde vor allem des Mannes gedacht wird, dessen Namen diese Veranstaltung trägt.

Ich freue mich besonders, daß ich aus diesem Anlaß und in dieser Runde Sie, sehr verehrte liebe Frau Korn, begrüßen darf und mit Ihnen Ihre Tochter Judith.

Der GKS möchte ich gratulieren, daß sie die Initiative ergriffen und eine solche Akademie initiiert und mit einem anspruchsvollen Programm durchgeführt hat. Ich hoffe, daß noch viele Veranstaltungen dieser Art folgen.

Es bleibt auch nach 3 Jahrzehnten Bundeswehr notwendig, daß der Soldat sich selbst, der Gesellschaft und auch der Kirche verdeutlicht, welche Auffassung er von seinen Pflichten hat. Nicht mehr der Ruhm der Schlacht ist das erstrebenswerte Berufsziel, sondern der Erhalt und die Förderung des Friedens. Soldatischer Dienst in der heutigen Zeit, in einer offenen, demokratischen Gesellschaft kann nur noch Friedensdienst sein.

Der Wandel des beruflichen Selbstverständnisses des Soldaten wird besonders an den ehemaligen Mitgliedern des Königsteiner Offizierkreises und der Gemeinschaft Katholischer Soldaten deutlich. Unter ihnen sind Männer, die den Krieg in seiner ganzen Schrecklichkeit erlebt haben. Sie haben Siege errungen, Niederlagen ertragen und die Schrecken der Gefangenschaft kennengelernt. Einige wurden für ihre Tapferkeit ausgezeichnet, fast alle mehrfach verwundet. Daß diese Männer sich, als eine Wiederbewaffnung politisch notwendig wurde, wieder zur Verfügung gestellt haben, war ehrenvoll. Daß sie aber aus dem Erlebnis einer unseligen Zeit Konsequenzen gezogen haben, ist — für uns, die Jüngeren — beispielhaft.

Das für uns gültige Bild des Soldaten als Bürger in Uniform und als Schützer von Frieden und Freiheit wurde von der Generation ehemaliger Kriegsteilnehmer konzipiert und vorgelebt. Dafür auch an dieser Stelle unseren Dank.

Einer dieser Kriegsteilnehmer war unser Freund Oberst Dr. Helmut Korn.

In seinem Lebenslauf spiegelt sich das Erleben, das Wollen, das Vermögen einer ganzen Generation. Ich will daher versuchen, den Menschen, den Soldaten, den Freund Helmut Korn zu würdigen.

Als Helmut Korn 1924 in Flörsheim/Main geboren wurde, hatte Deutschland einen Krieg verloren. Die wirtschaftliche Situation schien hoffnungslos. Dennoch vermochten Elternhaus, Kirche und Schule dem Jungen ein festes Leitbild zu vermitteln.

Ethische Werte waren ihm Lebensfundamente. So widerstand er allen Versuchen, diese christlichen Lebenswerte der NS-Ideologie zu opfern. Er stand zu seiner katholischen Jugend.

Von der Schulbank wurde er eingezogen, erhielt beide Eiserner Kreuze, wurde 1944 Leutnant und 1945 verwundet.

Nach dem Krieg studierte er in Frankfurt Klassische Altertumswissenschaft mit Schwerpunkt Religionsgeschichte. Nach seiner Promotion wurde er 1952 Bundessekretär der Deutschen Katholischen Jugend. In die Jugendarbeit brachte er seine Erfahrungen aus dem Krieg mit ein. Er verfocht mit Leidenschaft, daß christliche Werte der Jugend wieder erfahrbar gemacht werden sollten.

Er tat alles, um Frieden und Freiheit als Werte zu schützen. So entschloß er sich dann auch — obwohl in Gestalt und Fühlen alles andere als ein Soldat alter Vorstellungen —, zum Schutz dieser Werte des Friedens in Freiheit seinen Dienst anzubieten.

1956 wurde er als Oberleutnant in die Bundeswehr übernommen. Sein Anliegen war es, vom ersten Tage an vorzuleben, erfahrbar zu machen, daß jeder Soldat als Mensch und gottgewolltes Geschöpf eine ihm eigene Würde besitzt.

Ihm ging es darum, Frieden zu halten im Innern und nach außen. Er wußte um die Not, die von einer braunen Diktatur ausgegangen war, und er wollte nicht, daß irgendeine andere Form der Diktatur die Menschen zu fremdbestimmten Wesen machen könnte.

Seine Gedanken verwirklichte er als Kompaniechef, als Presseoffizier, als Referatsleiter für Ausbildung und in besonderer Weise als Leiter des Büros „Beauftragter für Erziehung und Ausbildung“ beim Generalinspekteur.

Seine Gedanken flossen auch ein in manche Rede im In- und Ausland, die er für den damaligen Bundespräsidenten Dr. Heinrich Lübke verfaßte.

Er erkannte aber auch, daß sich diese Gedanken nicht immer in der Vereinzelung im dienstlichen Bereich durchdenken lassen. Er wußte, daß eine Schar gleichgesinnter und gleichgestimmter Kameraden notwendig war, die solche Gedanken in brüderlichem Dialog entwickeln und in der Gemeinschaft vorleben.

So suchte er nach Freunden, die im katholischen Glauben gefestigt, sich der Mühe eines Laien-Engagements unterziehen würden. Für ihn war aus dem Erleben in der Jugend und aus der Prüfung des Krieges das sichere Wissen erwachsen, daß nur der christliche Glaube eine neue Welt schaffen könne.

Und wenn Verteidigung, dann konnte sie für ihn nur auf den ethischen Prinzipien des Evangeliums basieren.

Er fand gleichgesinnte Kameraden schon 1956. 1961 gelang es dann, diesen ersten Zusammenschluß im Königsteiner Offizierkreis (KOK) zu institutionalisieren. Im Bewußtsein der ungeteilten Verantwortung jedes Menschen vor Gott drängte Helmut Korn in besonderer Weise darauf, daß sich der KOK zu einer Gemeinschaft aller katholischen Soldaten öffnen sollte. Damit vermied er eine eigenständige Gründung eines Unteroffiziervereins und brachte somit das wertvolle Potential des Fachwissens vieler Unteroffiziere und auch des Erfahrungsschatzes der Menschenführer vor Ort in die Arbeit ein. Ohne diese wesentliche Bereicherung wäre die GKS in der heutigen Form nicht denkbar. Er wirkte im KOK und in der GKS, und so auch in die Bundeswehr, in die Gesellschaft und in die Kirche hinein.

Man kann heute nicht konkret sagen, wieviele seiner Gedanken in die Vorschriften und das Selbstverständnis der Bundeswehr eingeflossen sind. Aber ich kann Ihnen versichern, daß ich persönlich für meinen Dienst viel aus den Gedanken des KOK und später der Gemeinschaft Katholischer Soldaten (GKS) schöpfen konnte. Als junger Hauptmann und Kompaniechef habe ich Anfang der 60er Jahre schon Hilfen aus dieser Gemeinschaft beziehen dürfen.

Der spätere Oberst Dr. Korn war vielen von uns schon damals mutmachendes Beispiel für christlich bestimmtes Engagement in der Bundeswehr.

Wenn man Helmut Korn kennenlernte, dann wirkte er vor allem durch die ruhige Sicherheit seiner Überzeugung. Er drängte sich nicht vor oder ließ die Macht seines Dienstgrades spüren. Aber die Kraft seiner Ausstrahlung und seiner Aussage erforderten Aufmerksamkeit, man konnte ihn einfach nicht übersehen.

Helmut Korn war ein tapferer Mann. Davon zeugen nicht nur seine Auszeichnungen im Krieg. Er war tapfer, als Gott eines seiner geliebten Kinder zu sich rief. In dieser Zeit zeigte er, daß der junge Mensch in Not erste Priorität besaß. Seine Kameraden in der GKS übernahmen seine Arbeit.

Er war tapfer, als es um das eigene Sterben ging. Er wußte sich im Glauben an Jesus Christus, unseren Erlöser, gehalten. Und dieses Gehaltensein im Glauben hat er vorgelebt und ist er vorgestorben.

Und, liebe Frau Korn, lieber Markus und liebe Judith Korn, Sie haben oftmals den Mann, den Vater missen müssen. Vielleicht hatte er auch zuweilen an anstrengenden Tagen nicht mehr die Geduld und Ausdauer. Seine Sorge um das Gemeinwohl ging ihm oft bis in die stillen Stunden nach.

Sie haben für uns alle Opfer gebracht. Nur Gottes Gnade kann das ausgleichen. Wir als die Kameraden von Helmut Korn können nur danken und Ihnen verbunden sein. Und ich glaube, diese Nähe haben Sie auch erfahren dürfen.

Lassen Sie mich noch etwas zu dem sagen, was Helmut Korn wollte.

In einer nachgelassenen Schrift der GKS „Frieden in unseren Tagen — Frieden in Zukunft“ fand ich bemerkenswerte Sätze. So z. B. den nachdrücklichen Hinweis, bei allen aktuellen Auseinandersetzungen nicht zu vergessen, daß Friede zuerst und zuletzt und vor allem ein Geschenk Gottes ist, den Menschen anvertraut.

Er fragte nach dem Stellenwert christlicher Hoffnung. Er sann nach, ob man aus dieser Hoffnung leben könne — als Realist, als Traumtänzer oder als Skeptiker. So wurde seine Frage die Frage nach Gott.

Er stellte sich immer wieder die Frage: „Kann der Christ Soldat sein?“ Wie und unter welchen Bedingungen? Die Frage nach dem Gewissen, nach der Bildung des Gewissens, nach der Souveränität des Gewissens, ließ ihm keine Ruhe.

Die Frage des Dienstes — welchen Dienst kann eine Gemeinschaft beanspruchen — stellte sich ihm immer wieder.

Fragen des Rechtes, des Naturrechtes, der Menschenrechte, der Menschenwürde und der Menschlichkeit wurden von ihm in die Überlegungen einbezogen.

Die friedensstiftende Funktion unseres Grundgesetzes schien ihm noch nicht genügend verdeutlicht. Aber gerade sie legitimiert den Dienst des Soldaten.

Seine reichen Erfahrungen durch Studium und Praxis — u. a. auch auf der Synode in Würzburg — ließen ihn ständig auf neue Antworten stoßen, wenn es galt, die „pax Christi“ in die Tat umzusetzen.

Er wandte sich gegen die Vereinfachung, Krieg und Frieden als Gegensatz zu sehen. Für ihn war das Gegenteil von Frieden der Unfriede. Und er wußte, daß dieser Unfriede immer herrscht, wenn das „Geheimnis des Bösen“ in den Menschen an Boden gewinnt.

Ebenso tiefgehend befaßte er sich mit den Fragen von Macht und Gewalt. Er kam auf den Machtmißbrauch zu sprechen, aber auch auf die Macht, die dem Gemeinwohl dient, weil sie das „Faustrecht“ und das sogenannte Recht des Stärkeren verhindert.

Der Schutz des Lebens nahm für ihn eine besondere Stellung ein. Dabei sah er Leben in einer umfassenden Sicht.

Leben war — ob strahlend oder kummervoll — ob in Höhen oder Tiefen — ob in Qualen oder Freuden — gottgewolltes Geschenk und daher von hoher Qualität.

Und unter diesem Aspekt sah er auch das Lebensopfer, das für andere gebracht, nur einen Sinn hat, wenn es mit dem physischen Leben nicht zu Ende ist.

Für ihn war das Weiterleben Gewißheit.

Er beschäftigte sich gedanklich mit der Verpflichtung des Soldaten zur Tapferkeit, zum Opfer, aber auch zur Liebe zum Menschen.

Daraus ergab sich dann seine Auseinandersetzung mit der Art, wie wir unseren Dienst wahrnehmen, mit der Interpretation der Abschreckung, mit der Notwendigkeit eines Bewußtseinswandels bis hin zur Erziehung zum Frieden.

Er gedachte immer mit tiefer Dankbarkeit der Arbeit der Militärseelsorge. Sie leistet einen qualifizierten Dienst an den Menschen. Sie bietet für viele von uns — ganz besonders für unsere Familie — innerhalb der Bundeswehr eine menschliche Heimat, einen Ort der Geborgenheit und Wärme.

Den hochwürdigsten Herren Militärbischöfen und ihren Generalvikaren wußte er Dank zu sagen für drei große Geschenke

- den Dienst an den Menschen
- den Dienst für den Frieden und
- die Einbindung der Laienarbeit in dieses Tun.

Diesem Dank darf ich auch den meinigen anschließen und zugleich betonen, daß ich dankbar bin, daß der Gedanke der Akademie durch die Militärseelsorge so große Unterstützung und durch ihre Anwesenheit am heutigen Tag einen so deutlichen Akzent erhält.

Die Teilnehmer an den Veranstaltungen dieser Tage haben erleben können, was an dieser Akademie gesagt und getan wurde. Ich hoffe, es ist deutlich geworden, wie wichtig diese Arbeit ist für unsere Armee, für Staat und Gesellschaft. Sicherlich haben Sie dabei auch erkannt, daß unsere Kirche den Gläubigen den Rahmen für solche Aktivitäten bietet und ein Garant für die Erziehung zum Frieden ist. Wir danken für dieses Angebot — am besten durch unser Engagement.

Als Schirmherr dieser Veranstaltung möchte ich ganz besonders der Gemeinschaft Katholischer Soldaten danken, daß sie in ihrem Bemühen um Menschlichkeit und Frieden nicht nachläßt. Die Gedanken, die Sie durch Ihre Veranstaltungen vor Ort, auf Wehrbereichs- und auf Bundesebene, und vor allem durch Ihr Schrifttum, das nunmehr im 27. Jahr erscheint, verbreiten, sind unverzichtbare Anrufe an Gesellschaft, Kirche und Staat.

Wir wollen einen Beitrag leisten dafür, daß der Soldat sich vom Krieger über den Verteidiger zum Schützer wandelt. Zu einem Schützer, der nicht nur die Sicherheit und Freiheit seines Volkes bewahren hilft, sondern der sich als Diener der Sicherheit und Freiheit aller Völker betrachtet und diese Aufgabe recht erfüllt. Das Konzil — und diese Aussagen aus dem 5. Kapitel der Pastoralkonstitution (Nr. 79) waren Kernstück des Bemühens von Oberst Helmut Korn — hat uns den Weg gewiesen. Wir sind aufgerufen, diesen Weg mit den Mitteln von heute zu gehen und Sie, meine Damen und Herren, sind Zeugen, daß wir gewillt sind, dieses Werk zu leisten im Sinne von Oberst Dr. Helmut Korn, der jahrzehntelang um diese Erfüllung gerungen hat und nach dem wir diese Akademie benannt haben.

Wenn in diesen Tagen eine Art Generationswechsel vollzogen wird, dann bin ich dankbar und erfreut, daß die Jüngeren unter Ihnen diese Verpflichtung unseres Glaubens angenommen haben und weitertragen, so wie Helmut Korn es sich wünschte.

Ich lege diese Akademie
Oberst Helmut Korn
in Ihre Hände, pflegen Sie das Erbe.

Was macht die Bundesrepublik Deutschland verteidigungswürdig?

Werner J. Patzelt

I. Warum vom Selbstverständlichen reden?

Der erste Satz des Artikels 87 a unseres Grundgesetzes lautet lapidar: „Der Bund stellt Streitkräfte zur Verteidigung auf“. Und Hunderttausende junger Männer haben inzwischen die Gelöbnisformel der Bundeswehr gesprochen: „Ich gelobe, der Bundesrepublik Deutschland treu zu dienen und das Recht und die Freiheit des deutschen Volkes tapfer zu verteidigen“. Daß ein Staat — unser Staat — sich verteidigt, sich zu verteidigen hat, ist die Grundlage jener Sätze. Sie gilt — einerseits — vielen als so selbstverständlich, daß man selten über sie Worte verliert. Andererseits gerät so mancher Lehrer, Offizier, Teilnehmer an Podiumsdiskussionen in Darstellungsnoté, wenn ihm hartnäckig abverlangt wird, das Selbstverständliche im einzelnen zu begründen, wenn behauptet wird, seine Argumente seien Denkschablonen und seine Sichtweisen Klischees. Das vermeintlich Selbstverständliche erweist sich dann als — leider — recht brüchig: die Diskussionen im Zusammenhang der westlichen Nachrüstung haben dies vor wenigen Jahren drastisch an den Tag gebracht. Sie reichten ja tiefer als nur bis zur Frage, wie auf sowjetische SS20-Raketen zu reagieren sei; sie betrafen die Grundlagen unseres sicherheitspolitischen Selbstverständnisses. Ihre Bilanz: Grundkonsens erwies sich als zerbrochen, oder richtiger: zeigte sich als nicht mehr in ausreichendem Umfang gestiftet. Warum ist das so?

Offenbar prägen Argumente zugunsten der Selbstverständlichkeit, das eigene Gemeinwesen zu verteidigen, seit langem nicht mehr die Perspektive des öffentlichen Nachdenkens über Außen- und Sicherheitspolitik. Sicher ist es für breite Schichten der Bevölkerung — zumal der älteren Generation und derer, die nicht allzu lang in den öffentlichen Bildungseinrichtungen verweilen — immer noch eine selbstverständliche Vorstellung, daß man im Falle eines Angriffs sich und seine Heimat zu verteidigen, im Frieden aber die nötigen Vorbereitungen für diesen Ernstfall zu treffen hat. Doch einerseits wird diese gewissermaßen naive Verteidigungsbereitschaft, so sympathisch sie sein mag, der Komplexität moderner Sicherheitspolitik nicht gerecht, in der zugleich richtig ist, daß man des Friedens willen durchaus den Krieg vorbereiten muß, daß umgekehrt aber gerade der Frieden jener Ernstfall ist, in dem eine Armee ihre fruchtbarste Leistung für das Gemeinwesen erbringt. Andererseits ist allein mit dem Werben für die Einsicht, für den Angegriffenen sei Selbstverteidigung doch eine vernünftige Reaktion, die öffentliche Diskussion ja nicht erfolgreich zu führen. Denn in ihr wird — erstens — derzeit vielfach bestritten, es gäbe überhaupt die Gefahr eines Angriffs auf die Bundesrepublik oder die Möglichkeit einer ernstzunehmenden Drohung mit einem Angriff, wogegen es sich zu sichern gelte. Zweitens wird oft in Frage gestellt, daß man im Zeitalter der Atomwaffen überhaupt durch militärische Maßnahmen das Schützenswerte sichern könne. Und drittens gelangen manche Teilnehmer an der öffentlichen Debatte zur Lagebeurteilung, die Bundesrepublik Deutschland verdiene — wenn sie denn überhaupt bedroht sei und geschützt werden könne — eine solche Verteidigung durchaus nicht.

Den argumentativen Herausforderungen auf diesen drei Schauplätzen der öffentlichen Diskussion ist die „naive“ Verteidigungsbereitschaft nicht gewachsen, so sehr sie zu begrüßen und so unabdingbar sie insgesamt ist: auf ihr beruht weitestgehend der Erfolg motivierenden Einwirkens auf Wehrpflichtige und auf Reservisten — mithin auf die Masse der Streitkräfte in Frieden und Krieg. Doch die „naive“ Verteidigungsbereitschaft wächst nicht von selbst; sie muß durch überzeugende Argumentation und verantwortungsvolle politische Bildung entwickelt, gehegt und gefördert werden. Im folgenden werden wir uns darum nicht auf jene Argumente einlassen, die nur auf dem Boden schon gegebener Verteidigungsbereitschaft stechen. Wir werden uns vielmehr mit jenen befassen, die zu ihr hinführen können. Dabei gliedern wir unsere Überlegungen um drei Fragezusammenhänge:

1. Ist es überhaupt noch sinnvoll, Verteidigung zu einem zentralen Orientierungspunkt der Außenpolitik zu machen — oder verstellt das Denken in den Begriffen „Bedrohung“ und „Verteidigung“ nicht den Blick auf Wichtigeres? Zwei Unterfragen sind zu behandeln, um diese Gesamtfrage beantworten zu können:

- Kann man in überzeugender Weise feststellen, wer wohl der Gegner ist, der die Bundesrepublik bedroht, gegen den der Bund Streitkräfte zur Verteidigung aufstellt und vor dem die Bundesrepublik tapfer zu verteidigen der Soldat gelobt?
- Kann Verteidigung in einem Zeitalter, da die Durchführung der Verteidigung das Verteidigungswerte zu zerstören droht, überhaupt noch sinnvoll sein?

2. Selbst wenn wir zum Ergebnis kommen, der Verteidigungsgedanke sei keineswegs überholt, bleibt folgende Frage offen: Warum ist unsere Bundesrepublik verteidigungswürdig? Was ist das Recht des deutschen Volkes, das es tapfer zu verteidigen gilt? Was ist seine Freiheit — und welchen Preis ist sie wert?

3. Gerade wenn sich gute Argumente für den Verteidigungsgedanken im allgemeinen und für die Verteidigungswürdigkeit der Bundesrepublik im besonderen finden, drängt sich folgende Frage auf: Warum eigentlich können wir uns nicht länger auf das Bestehen einer „naiven“ Verteidigungsbereitschaft einfach verlassen? Warum haben wir es nötig, die Verteidigungswürdigkeit unseres Gemeinwesens sorgfältig zu begründen? In welchen Zustand ihres Selbstverständnisses ist unsere Republik geraten — aus welchen Gründen, und mit welchen Ansatzpunkten für Korrekturen?

Beginnen wir mit dem Grundsätzlichen: Vor wem haben wir die Bundesrepublik zu verteidigen, so sie denn verteidigungswürdig ist, und unter welchen Umständen könnten wir dies guten Gewissens tun?

II. Vom Sinn der Verteidigungsbereitschaft

1. Verteidigungswürdig — gegen wen?

Nicht nur als nach außen hin verteidigungsbereit versteht sich unsere Republik: auch nach innen hin sichert sie sich. Dieses Selbstverständnis wird mit dem Begriff der „streitbaren Demokratie“ bezeichnet. Ihre Leitidee läßt sich so formulieren: in unserem Gemeinwesen

wird es als Staatsaufgabe betrachtet, die wertgebundenen Grundlagen und Spielregeln der Republik zu sichern und inneren Angriffen auf sie Widerstand zu leisten.¹⁾ Die Rechtfertigung dieser Staatsaufgabe besteht darin, daß unsere Republik nicht eine inhaltliche beliebige politische Ordnungsform ist, sondern eine solche, die sich an allgemein menschliche Grundwerte gebunden hat, nach Kräften sich um deren Verwirklichung bemüht, ihr Bemühen öffentlicher Kritik und Kontrolle unterstellt und alle Vorkehrungen dafür getroffen hat, für immer wieder einreißende Mißstände wirksame Abhilfe zu schaffen. Zu verteidigen ist die Bundesrepublik — falls sie denn für verteidigungswürdig gehalten wird — also gegen jeden, der es von innen her unternimmt, diese Ordnung zu beseitigen. „An der Front“ fällt den Organen des Verfassungsschutzes und den Gerichten diese Aufgabe zu; „im Vorfeld“ haben politische Bildung und staatsbürgerliche Erziehung dafür zu sorgen, daß die Grundwerte und der an ihnen ausgerichtete Sinn unseren politischen Institutionen und Verfahrensweisen soweit bekannt sind, daß nicht aus Un- und Mißverständnis heraus gegen unsere politische Grundordnung angetreten wird.

Die nach innen gewandte Vorstellung einer „streitbaren Demokratie“ macht bereits klar, daß der Auftrag der Streitkräfte allein im Rahmen eines übergeordneten Auftrags angemessen zu begreifen und zu erfüllen ist. Dieser übergeordnete Auftrag besteht darin, nicht nur das Territorium der Bundesrepublik zu verteidigen, sondern eine auf diesem Territorium sich erhebende politische Ordnungsform bestimmter Art und besonderen Wertes zu schützen. Genau hierin sind Verteidigung nach innen und nach außen verschränkt, und hieraus empfängt die Verteidigung nach außen ihren Sinn. Freilich sind der Sinn eines Handwerks und dieses selbst zu unterscheiden, und es liegt außerhalb der Möglichkeiten der Bundeswehr, mehr zu tun, als eben das Soldatenhandwerk auszuüben und so das Territorium der Bundesrepublik zu verteidigen. Doch unbedingt muß soldatische Professionalität rückgebunden sein an jenen übergeordneten Auftrag: gerade das Bewußtsein, nicht eine beliebige, sondern eine von den Alternativen ausgezeichnete politische Ordnung zu sichern, unterscheidet den Staatsbürger in Uniform vom Söldner.

Gegen wen ist unsere Republik nach außen zu verteidigen? — Sicher nicht gegen den „Erbfeind Frankreich“ oder das „perfide Albion“. Auch die USA bedrohen uns nicht, obwohl sie — wie andere Staaten auch — auf unserem eigenen Staatsgebiet umfangreich Truppen und Gerät unterhalten. Maritime Bedrohungen unserer Handelsverbindungen sind zwar am Beispiel der Erdölversorgung neuerdings in den Blick der Öffentlichkeit gerückt. Doch obwohl hier Gefahren kenntlich werden, haben sie einstweilen noch nicht jene Brisanz gewonnen, die sie in Zukunft erlangen mögen. Leider aber scheint bereits ihre Diskussion den Horizont sicherheitspolitischen Denkens in der Bundesrepublik zu überfordern. Bedrohungen des Luftverkehrs waren in den letzten Jahrzehnten nicht Staaten, sondern terroristischen Gruppen zuzuschreiben und fallen in den Aufgabenbereich von Polizei und Bundesgrenzschutz. Auftrag, Ausrüstung, Gliederung und Ausbildung der Bundeswehr hingegen beziehen sich derzeit auf nur eine Quelle äußerer Bedrohung: auf den Warschauer Pakt und zumal seine Führungsmacht. Wir können unsere Frage, vor wem die Bundesrepublik nach außen zu verteidigen sei, darum folgendermaßen zuspitzen: Be-

steht wirklich eine Bedrohung seitens der Sowjetunion und ihres Bündnisses — und ist es die Bundesrepublik wert, speziell gegenüber dieser Bedrohung verteidigt zu werden?

Die erste Frage muß hier nicht diskutiert werden; das Ergebnis seriöser sicherheitspolitischer Lagefeststellung und Lagebeurteilung ist bekannt: es geht von der Sowjetunion und ihren Bündnis eine Bedrohung aus, die zumindest die Handlungsfreiheit der Bundesrepublik beeinträchtigen kann.²⁾

Angesichts sich abzeichnender Perspektiven für umfangreiche Abrüstungsmaßnahmen sei aber soviel bemerkt: selbst wenn eine aufrichtige Entspannungspolitik der Sowjetunion die faktische Bedrohung der Bundesrepublik und des Bündnisses auf Null reduzierte, müßte doch die dann mögliche Abrüstung durch Verteidigungsbereitschaft in einem Umfang überwacht werden, welcher der politischen Führung im jederzeit wieder möglichen Konfliktfall ihre Handlungsfreiheit sichert.

Die zweite Frage, ob es die Bundesrepublik wert sei, gegen speziell die Staaten des real existierenden Sozialismus verteidigt zu werden, führt uns in die Aufgabe des Systemvergleichs.³⁾ Während vor Jahren bei Diskussionen immer noch das Argument wohlfeil war, es sei schließlich eine noch offene Frage, ob das Wirtschafts- und Gesellschaftssystem der westlichen Verfassungsstaaten⁴⁾ oder die wirtschaftlichen, gesellschaftlichen und politischen Ordnungsformen des real existierenden Sozialismus sich als die besseren erwiesen, können wir inzwischen bei solchen Überlegungen den Generalsekretär der KPdSU (und auch den Vorsitzenden der Kommunistischen Partei Chinas) zu Kronzeugen machen: was immer sie an Reformen für nötig halten, ist in unseren westlichen Republiken längst Realität. Weiter muß der Systemvergleich hier also nicht geführt werden: selbst eine „pax sovietica“ brächte keinerlei Vorteile.

Für viele praktische Argumentationszwecke wird es genügen, den Nachweis der Verteidigungswürdigkeit der Bundesrepublik gegenüber der sowjetischen Bedrohung schon an dieser Stelle abzubrechen. Doch damit würde man dem Wert unseres Staatswesens nicht gerecht: seine Verteidigungswürdigkeit entspringt nämlich nicht nur dem Umstand, daß die einzige Macht, gegen die es derzeit nach außen zu verteidigen wäre, uns eine zweifellos schlechte Alternative böte. Vielmehr lassen sich auch ohne einen derartigen Vergleich aus den in der Bundesrepublik verwirklichten Werten Gründe ihrer Verteidigungswürdigkeit ableiten — und diese zählen weit mehr als das Ergebnis des längst entschiedenen „Wettbewerbs der Systeme“. Bevor wir uns diesen zentralen Gründen für die Verteidigungswürdigkeit der Bundesrepublik widmen, muß freilich noch geklärt werden, ob wir nicht sozusagen die Rechnung ohne den Wirt zu machen versuchen: Zerstört nicht jede denkbare Verteidigung heute das, was sie sichern will?

2. Verteidigungswürdig — mit welchen Mitteln?

Wer die Wirkungsweise moderner Artillerie und Bomben kennt, wird nicht der Versuchung erliegen, diese Frage allein auf das Szenario eines Atomkrieges zu beschränken. Wenn man aber nach Maßgabe des konkreten Auftrags der Bundeswehr und der in der

Bundesrepublik dislozierten Streitkräfte die operativen Möglichkeiten und Folgen der Verteidigung des Bundesgebietes betrachtet, kann die Antwort durchaus skeptisch ausfallen — selbst für den Fall, daß die Eskalation hin zur taktisch-nuklearen Kriegführung unterbleibt. Es wird darum nicht selten die Position vertreten, die Bundesrepublik sei zwar „an sich“ verteidigungswürdig — doch nicht mit allen und schon gar nicht mit den bisher dafür eingeplanten Mitteln. Alternative sicherheitspolitische Konzepte werden dann vorgetragen: bis in logistische Details ausgearbeitet wie im Konzept der „Techno-Kommandos“ von Horst Afheldt oder dem der „Verteidigung ohne Schlacht“ der Generäle Emil Spannocchi und Guy Brossollet, oder in Gestalt gebetsmühlenartig wiederholter Illusionen wie des Konzepts der „sozialen Verteidigung“ von Theodor Ebert.⁵⁾ Gemeinsam ist sowohl der konventionellen als auch der alternativen Strategiediskussion der Versuch, Auswege aus dem in der Tat bestehenden Dilemma zu finden: Wie kann man das Verteidigungswürdige im Kriegsfall noch schützen?

Zweifellos hängt die Grundlage der Kriegsverhütung durch Abschreckung, nämlich die Glaubwürdigkeit der Wirksamkeit von Verteidigungsmaßnahmen, davon ab, daß die Verteidigungsmaßnahmen sich im Konfliktfall tatsächlich vom Planungs- und Ausbildungsstadium in wirkungsvolle und durchhaltbare militärische Operationen umsetzen lassen — was nur dann gelingen wird, wenn die Bevölkerung sich auch im Verteidigungsfall von der Armee eher geschützt denn als gefährdet erlebt. Eben dies wird von vielen mit durchaus nicht von der Hand zu weisenden Argumenten bestritten: ein Dilemma praktischer Verteidigungsbereitschaft besteht. Dieses Dilemma kann hier zwar nicht erörtert werden; doch es ist auf den wohl einzig praktikablen Ausweg aus ihm hinzuweisen:

Ein jedes Konzept für die Verteidigung der Bundesrepublik wird allenfalls so gut sein können, daß es die Chancen optimiert, nicht im Ernstfall getestet werden zu müssen. Kriterien dafür, welche Konzepte diese Chancen vergrößern, sind allein aus der Geschichte zu erlangen, und die Auskünfte über die Möglichkeiten atomarer Kriegführung, welche die Geschichte natürlich nicht enthält, sind aus anderen Quellen — etwa psychologischen, philosophischen, gar theologischen Erwägungen — natürlich auch nicht zu gewinnen. Vor dem Hintergrund der geschichtlichen Erfahrung aber haben die konventionellen Verteidigungskonzepte, hat zumal die geltende NATO-Doktrin, immer noch größere Plausibilität denn jede der vorgestellten Alternativen. So wenig wir also sicher sein können, einer glaubhaft gemachten Verteidigungswürdigkeit der Bundesrepublik am besten mit konventioneller Strategie zu dienen, so unverantwortlich wäre es, geschichtlich unplausible Alternativen — gar zur Idee der Verteidigung selbst — vorzuziehen. Politik war schließlich immer schon zu verantwortendes Handeln unter Ungewißheit, so daß im Rahmen einer politischen Lagebeurteilung gelten darf: Auch ein (einstweiliges) Beharren auf den konventionellen Verteidigungsvorstellungen schmälert eine prinzipiell bejahte Verteidigungswürdigkeit der Bundesrepublik nicht. Ob diese Verteidigungswürdigkeit auch aus prinzipiellen, nicht nur aus durch Systemvergleich gewonnenen Gründen zu bejahen ist, soll nun untersucht werden.

III. (Warum) ist die Bundesrepublik verteidigungswürdig?

1. Zweifel an der Verteidigungswürdigkeit der Bundesrepublik

Ein einprägsames Zeichen für die Zweifel an der Verteidigungswürdigkeit der Bundesrepublik ist durchaus die Zahl der Wehrdienstverweigerer. Diese beanspruchen zwar nur ein Recht, das ihnen die Verfassung unseres Gemeinwesens gewährt. Doch natürlich ist zu fragen, ob denn nicht die Bildung jenes Gewissens fehlerhaft ist, auf das sie sich berufen. Und es ist durchaus erwägenswert, ob wohl auch genug Aufklärung darüber geleistet wird, daß man sich im Fall eines echten Gewissenskonflikts ja auch — und sei es eben unter Zweifeln — dafür entscheiden kann, an der Verteidigungsbereitschaft eben jenes Gemeinwesens mitzuarbeiten, das einem (neben anderen Freiheiten) den historischen Luxus derartiger Gewissenskonflikte überhaupt erst ermöglicht.

Ein noch einprägsameres Zeichen für Zweifel an der Verteidigungswürdigkeit unserer Republik aber ist die Erscheinung der „Totalverweigerung“: die Tatsache, daß junge Mitbürger es nicht nur ablehnen, ihren Dienst in den Streitkräften zu verrichten, sondern sich auch dem zivilen Ersatzdienst entziehen wollen — mit der Begründung, auch in ihm nicht dem Gewissenskonflikt zu entkommen, ein schlechtes Staatswesen unterstützen zu müssen. Die Weigerung von Ärzten, sich Kenntnisse anzueignen, die im atomaren Verteidigungsfall nützlich wären, oder die symbolische Kürzung der Steuerschuld um den prozentualen Anteil der Verteidigungsausgaben am Staatshaushalt des Bundes sind abrundende Zeichen für jene Zweifel an der Verteidigungswürdigkeit der Republik, die in der Haltung der „Totalverweigerung“ aufgipfeln.

Oft rechtfertigen sich derartige Zweifel gar nicht durch den stets erwägenswerten Verweis auf den Sachverhalt, daß natürlich auch unsere Republik Schwächen und Fehler hat, daß es in ihr Mißstände gibt — welche menschliche Organisation ist schließlich frei davon. Mit noch so scharfer Kritik auf sie aufmerksam zu machen, kann ja immer noch ein Minimum an Sympathie mit der „res publica semper reformanda“, dem stets zu verbessernden Gemeinwesen, darstellen. Die Totalverweigerung indessen stellt die totale Abkehr vom Gemeinwesen dar — nicht nur von der Rolle eines Staatsbürgers in Uniform, sondern überhaupt von der des Bürgers: es entschwindet der „citoyen“, und der bloß eigennützig „bourgeois“ bleibt zurück — wenn inzwischen auch oft in alternatives Grün gewandelt.

Eine solche Anti-Haltung hat mancherlei Ursachen und wächst auf vielerlei Böden: bisweilen entsteht sie aus ritualhaft vorgebrachter Kritik am seit 1949 Verwirklichten, bisweilen aus unerfreulichen und fehlinterpretierten Begegnungen mit unserem Staat und seinen Institutionen.⁶⁾ Auf solche Kritik und Fehlinterpretationen müssen — einerseits — die Versuche zielen, durch Aufklärung und Argumentation die Zweifel an der Verteidigungswürdigkeit der Bundesrepublik zu zerstreuen — und in der Auseinandersetzung mit diesen Zweifeln muß — andererseits — erkannt werden, durch welche fehlerhaften Einstellungen und Maßnahmen die Exponenten unserer Republik und unsere Institutionen selbst zur Minderung ihrer Verteidigungswürdigkeit beitragen, also: wo nicht die Beurteilung des Gemeinwesens, sondern dieses selbst zu verbessern ist. Allerdings muß schon ge-

fragt werden, ob denn die gängige „Symmetrievermutung“ fair ist: wo es Kritik gibt, da müsse auch ein Fehler vorliegen, dessen Schwere sich in der Lautstärke der Kritik abzeichne. Die Antwort auf diese Frage mag lauten: mehr noch als ihr Gegenstand ist die Kritik an der Bundesrepublik selbst fehlerhaft. Betrachten wir nur die Reihe der wichtigsten gegen die Bundesrepublik erhobenen Vorwürfe, aus denen viele Zweifel an ihrer Verteidigungswürdigkeit genährt werden:

Einer der ältesten Vorwürfe ist jener vom „unerfüllten Grundgesetz“, von der „Restauration undemokratischer Verhältnisse“, zu der es statt des Aufbaus einer modernen Demokratie gekommen sei. Die „autoritäre Kanzlerdemokratie“ Adenauers, das Verbot der KPD und die 5%-Klausel des Bundestagswahlrechts galten manchem als Belege für diese These. Die Renaissance marxistischer Denkweisen in den sechziger Jahren öffnete einem zweiten Kritikstrom die Bahn: die Bundesrepublik sei eine vom Monopolkapital beherrschte spätkapitalistische Gesellschaft, in der die „plurale Fassung“ einer vom System vereinnahmten „Einheitspartei“ herrsche, welche die Hoffnungen von 1949 durch den Aufbau eines „kryptofaschistischen“ Staatswesens begraben habe. Die Notstandsgesetzgebung und die staatlichen Reaktionen auf den anbrechenden Studentenprotest dienten als Beweise für die Richtigkeit dieser Ansicht. Ein dritter Strang der Kritik setzte am Beschluß der deutschen Ministerpräsidenten und des Bundeskanzlers vom Januar 1972 an, die Bewerber für Ämter im öffentlichen Dienst auf ihre Mitgliedschaft in extremistischen Vereinigungen zu überprüfen und ihnen gegebenenfalls die Einstellung zu versagen: die freiheitliche demokratische Grundordnung der Republik erweise sich hier als bloße Maske eines „Schnüffelstaates“, der Kritik nicht nur ohnehin abweise, sondern den Kritiker mit Berufsverboten sogar noch bestrafe. Dem Staat seine „Maske abzureißen“ und durch Offenlegung seiner „inhumanen Fratze“ die Bevölkerung aufzurütteln, unternahmen dann terroristische Gruppen aller Art und schafften es tatsächlich, nicht nur im Bereich der Strafprozeßordnung Veränderungen herbeizuführen, die ihrerseits als Bestätigung der erhobenen Vorwürfe zu verwerten waren. In der Mitte der siebziger Jahre war es dann — gemäß einer weit verbreiteten „systemkritischen Sichtweise“ — unser Staat, der Holger Meins, Ulrike Meinhof und die anderen Stammheimer „gemein ermordete“. Und unlängst erst betonte die Sprecherin des Bundesvorstandes der Grünen, dieser Staat brauche nun wirklich nichts so sehr wie den Terrorismus, um seinen finsternen Machenschaften eine fadenscheinige Rechtfertigung zu geben.⁷⁾

Aus allen drei Quellen speist sich jenes grundsätzliche Mißtrauen gegenüber unserem Gemeinwesen, das auch die jüngsten Wogen der Kritik aufbränden ließ: die herrschende Klasse der BRD baue den jede menschliche Würde mißachtenden Atom- und Überwachungsstaat auf und betreibe grundlos eine wahnwitzige Hochrüstungspolitik — so die Kernaussagen aus der Nachrüstungs-, Volkszählungs- und Atomkraftdebatte. Zwei weitere Einwände sind seit vielen Jahren rote Fäden im Gewebe der BRD-Kritik: an der Seite des US-Imperialismus verhalte sich die Bundesrepublik verdeckt wie eine Kolonialmacht, und durch blinden Antikommunismus und Antisowjetismus sei sie ein Haupthindernis für wahre Entspannungspolitik. Hinzu kommen folgende Vorwürfe: Unsere Republik

fördere ein Wirtschaftssystem, das notwendigermaßen unsere Umwelt zerstöre; durch die Monopolstellung der politischen Parteien könnten wahrhaft freie Formen politischer Partizipation sich nicht entfalten und folglich dem verhängnisvollen Treiben der „Altparteien“ nicht wehren; und das parlamentarische Repräsentativsystem, auf Bundesebene plebiszitären Entscheidungsverfahren abhold, entmündige den Bürger.

So gut wie keine dieser Fundamentalkritiken hält der Überprüfung stand. Darum kann auch keine von ihnen zum Schluß führen, die Bundesrepublik sei nicht verteidigungswürdig. Obschon im Rahmen solcher Behauptungen immer wieder tatsächliche Schwächen unseres politischen Handelns und wirkliche Risiken der Gestaltungsabsichten auch parlamentarischer Mehrheiten erkannt werden, schießt ein jeder dieser Vorwürfe über sein Ziel hinaus. Dabei wäre doch recht leicht ins Schwarze zu treffen: die Qualität unseres politischen Führungspersonals läßt zu wünschen übrig; der bundesrepublikanische politische Stil verdient allen Tadel; die geistigen Grundlagen des Gemeinwesens bröckeln; das politische Handwerk wird im Grenzbereich der Legalität finanziert und oft wenig kompetent ausgeführt — worüber nicht nur der bayerische Ministerpräsident immer wieder klagt. Doch Kritik dieser Art ist Kritik anhand der Maßstäbe, die unsere Republik selbst an sich anlegt — ist also Kritik, die in keiner Weise die Verteidigungswürdigkeit der Republik berührt, sondern sich gegen Mißstände in ihrem bejahten Rahmen richtet und darum, so sie Reformen bewirkt, die Verteidigungswürdigkeit unseres Staates nur steigert. Worin diese Verteidigungswürdigkeit im Kern besteht, ist nun zu untersuchen.

2. Argumente für die Verteidigungswürdigkeit der Bundesrepublik Deutschland

Graf Stauffenberg beschrieb kurz vor seinem Attentatsversuch auf Hitler das Ziel des geplanten Staatsstreichs mit folgenden Worten: „Wir wollen eine neue Ordnung, die alle Deutschen zu Trägern des Staates macht und ihnen Recht und Gerechtigkeit verbürgt.“⁽⁸⁾ 1956 formulierten die Richter des Bundesverfassungsgerichtes in folgenden Sätzen die Leitidee des inzwischen auf den Trümmern der Nazi-Diktatur errichteten Staatswesens: „So läßt sich die freiheitliche demokratische Grundordnung als eine Ordnung bestimmen, die unter Ausschluß jeglicher Gewalt- und Willkürherrschaft eine rechtsstaatliche Herrschaftsordnung auf der Grundlage der Selbstbestimmung des Volkes nach dem Willen der jeweiligen Mehrheit und der Freiheit und Gleichheit darstellt. Zu den grundlegenden Prinzipien dieser Ordnung sind mindestens zu rechnen:

- die Achtung vor den im Grundgesetz konkretisierten Menschenrechten, vor allem vor dem Recht der Persönlichkeit, auf Leben und freie Entfaltung,
- die Volkssouveränität,
- die Gewaltenteilung,
- die Verantwortlichkeit der Regierung,
- die Gesetzmäßigkeit der Verwaltung,
- die Unabhängigkeit der Gerichte,
- das Mehrparteienprinzip

- und die Chancengleichheit für alle politischen Parteien mit dem
- Recht auf verfassungsmäßige Bildung und Ausübung einer Opposition.⁹⁾

Diese neun Prinzipien mitsammen sind jene verächtlich abgekürzte „fdGO“, die nach den Worten eines Westberliner Politikwissenschaftlers der „Totschläger unserer Verfassung“ sein soll¹⁰⁾ — eine Vorstellung, die ebenso bizarr ist wie Jutta Ditfurths Glaube an die staatliche Erwünschtheit des Terrors. Vielmehr verhält es sich so: In genau diesen, in staatliche Institutionen und politische Verfahrensweisen umgesetzten Prinzipien besteht jene „Freiheit des deutschen Volkes“, die der Rekrut tapfer zu verteidigen gelobt, und die Möglichkeit, auch künftig unter diesen Prinzipien leben zu können, ist jenes „Recht des deutschen Volkes“, das zu sichern der Zweck des Dienstes in den Streitkräften der Bundesrepublik ist.

Freilich wäre die Verteidigungswürdigkeit der Bundesrepublik eine bloß vorgetäuschte, wenn — erstens — staatliche Ordnung ohnehin keinen Wert darstellte, wenn der Ausschluß einer Gewalt- und Willkürherrschaft ebensowenig erstrebenswert wäre wie die Selbstbestimmung des Volkes nach dem Mehrheitsprinzip, und wenn man Freiheit und Gleichheit für vernachlässigbare Kleinigkeiten hielte. Das heißt: allein aus der Befürwortung dieses Wertekanons kann überhaupt die Vorstellung entspringen, unser Gemeinwesen sei nicht nur im Vergleich mit anderen, schlechteren Staaten verteidigungswert, sondern vor allem darum, weil es sich in den Dienst des tatsächlich Erstrebenswerten stellt. Der Diskurs der Philosophiegeschichte, in dem jene Werte rational begründet und als erstrebenswert nachgewiesen wurden, ist hier nicht zu wiederholen¹¹⁾ — obschon man nicht oft genug betonen kann, daß keiner von diesen Werten von jeher selbstverständlich war.

Zweitens wäre die Verteidigungswürdigkeit unserer Republik nur eine vorgetäuschte, wenn diese Werte nur leere Sätze darstellten — Norm, doch nicht Praxis wären. Ist es aber wirklich so, daß wir unter einer Gewalt- und Willkürherrschaft leben, daß unsere Herrschaftsordnung keine rechtsstaatliche ist, daß es keine Selbstbestimmung des Volkes nach dem Mehrheitsprinzip und auf der Grundlage von Freiheit und Gleichheit gibt? Stimmt wirklich die Behauptung mit den Tatsachen überein, in der Bundesrepublik würden die Menschenrechte mißachtet, würde das Recht auf die Bildung und Ausübung von Opposition ausgehöhlt oder entspräche die Wirklichkeit nicht den anderen Prinzipien? — Sicher — es gibt einige Mißstände und immer wieder Übergriffe. Doch schützt uns vor diesen nicht ziemlich erfolgreich das Bundesverfassungsgericht und die auf vermarktbare Mißstände geradezu dressierte Journalistenschaft? Es dürfte schwer fallen, allen Ernstes zu behaupten, die Wirklichkeit der Bundesrepublik sei jenen akzeptablen Werten so fern, daß deshalb ihre Verteidigungswürdigkeit verblasse.

Ganz im Gegenteil: die Geschichte der Bundesrepublik liest sich — ob im Vergleich mit der jüngeren Geschichte anderer Staaten oder für sich allein betrachtet — wie ein Erfolgsroman. Die Ausgangslage muß hier nicht geschildert werden — die politischen, moralischen, sozialen und wirtschaftlichen Erblasten nicht nur der Nazi-Diktatur, die das alte Deutschland des Zweiten Kaiserreichs zerstörte,¹²⁾ sondern auch jenes alten Deutschlands

selbst sind wohlbekannt.¹³⁾ Das politische Ziel, welches Stauffenberg in der oben zitierten Stelle beschrieb, ist erreicht — wahrscheinlich sogar mit größerer Freiheitlichkeit, als sie sich der konservative Adelige wünschen mochte. Den wirtschaftlichen Aufschwung der Bundesrepublik, ihren schier beispiellosen Reichtum zu nennen, der ja ohne die gesetzten und immer noch geltenden Rahmenbedingungen der sozialen Marktwirtschaft nicht möglich geworden wäre, scheut man sich fast: denn gerade diesen Erfolg, Vorbedingung für ein Alltagsleben ohne Not, spielt die modische Materialismus-Kritik seit Jahren publikumswirksam herab. Vergessen wir auch nicht die gesellschaftspolitischen Errungenschaften: mag sich auch die „nivellierte Mittelstandsgesellschaft“ als Mythos entpuppt haben, so gibt es doch kaum einen anderen Staat mit so wenig — und nach Kräften finanziell abgepufferter — sozialer Ungleichheit. Warnfried Dettling kommt deswegen zu einem ganz anderen Schluß: „Noch nie sind die Deutschen dem Ziel einer gerechten und humanen Ordnung des Zusammenlebens so nahe gekommen wie in der bisherigen Entwicklung der Bundesrepublik Deutschland. Auch im internationalen Vergleich nimmt die Bundesrepublik Deutschland einen hervorragenden Platz in der Staatenwelt ein, wenn sie an den Beurteilungskriterien gemessen wird, die für ein Gemeinwesen in der zweiten Hälfte des zwanzigsten Jahrhunderts für wichtig gehalten werden. Bedeutsamer als der ökonomische Erfolg ist, daß dieser Staat seine erste, im Grundgesetz selbstgesetzte Maxime alles in allem erfüllt hat: „Die Würde des Menschen zu achten und zu schützen ist Verpflichtung aller staatlichen Gewalt.“¹⁴⁾

Genau deswegen, wegen der nachgewiesenen und täglich neu sich bewährenden Fähigkeit dieser politischen Ordnungsform, im Rahmen dessen, was fehlbaren und anfechtbaren Menschen möglich ist, in Politik, Recht, Wirtschaft und Gesellschaft mit Erfolg die Menschenwürde ihrer Bürger zu schützen und zu unterlassen, was die Menschenwürde der Bürger anderer Staaten beeinträchtigt, genau deswegen also ist diese Ordnungsform, ist unsere Bundesrepublik verteidigungswert.

Dieser Gedanke ist sogar noch zu erweitern. Die freiheitliche demokratische Grundordnung nämlich, in deren Rahmen alle anderen Erfolge der Bundesrepublik möglich wurden und die den zentralen verteidigungswürdigen Wert darstellt, ist ja nicht allein als politische Ordnungsform der Bundesrepublik verteidigungswert. Denn es gibt — wie die vergleichende Politikforschung zeigen kann und auch das Bundesverfassungsgericht treffend feststellte — zwar verschiedene Konkretisierungen, doch nur eine einzige Grundkonstruktion freiheitlich-demokratischer Ordnung — die dann eben in mannigfaltiger institutioneller Gestalt ausgeführt wird. An derartigen Konkretisierungen der freiheitlich-demokratischen Grundordnung gibt es weltweit aber durchaus keinen Überfluß. Unterstützung und Sympathie verdient unser Gemeinwesen darum nicht nur deshalb, weil es uns Deutschen ein Leben in Freiheit, Recht, und Wohlstand, also: ein menschenwürdiges Leben ermöglicht, sondern, um es so zu formulieren, auch in weltbürgerlicher Absicht: es geht hier um die Sicherung von einer der allzu wenigen tatsächlich existierenden freiheitlich-demokratischen Staatsordnungen. Diese freiheitlich-demokratischen Staatsformen wiederum sind in der Geschichte der real existierenden Staatsformen einzigartige Ausnahmeseinungen,

historisch recht neu und in ihrer Entstehung von ziemlich einmaligen und wahrscheinlich sich nie mehr wiederholenden Ursachenkonstellationen abhängig. Derartige Ordnungsformen selbst sind darum als ein wichtiger Teil des kulturellen Erbes der Menschheit aufzufassen und verdienen es, von jedermann mit zumindest der gleichen Achtung, Rücksicht und Sorgfalt behandelt zu werden, wie man sie heute den vom Aussterben bedrohten Tier- und Pflanzenarten zubilligt. Dieser Gedanke wird am konkreten Fall unserer Bundesrepublik als einer der so wenigen freiheitlich-demokratischen Ordnungsformen der Erde zur praktischen Gestaltungs- und Verteidigungsaufgabe. Die Bundesrepublik liegt ja an der Grenze zweier ganz verschiedener Formen politischer Systeme und wird von außen her allein von Staaten mit solchen Ordnungsformen bedroht, die in jeder Hinsicht jene Werte verfehlen, die in unserer politischen Ordnungsform nach Kräften verwirklicht sind. Die Folgerung: Es lohnt, gegenüber diesen schlechten Alternativen, gegenüber der Bedrohung durch weltweit ohnehin im Übermaß vorhandene diktatorische Systeme, den Ausnahmefall freiheitlich-demokratischer Ordnung in Westeuropa und zumal an der Schnittstelle der Systeme, also: an der Ostgrenze der Bundesrepublik zu verteidigen — so es einmal nötig wäre.

Der Politikwissenschaftler Dolf Sternberger hat vor dem Hintergrund solcher Überlegungen diese weniger auf die Nation, denn vor allem auf ihre freiheitliche Ordnungsform abhebende Loyalität zu unserer Republik als „Verfassungspatriotismus“ bezeichnet: Verfassungspatriotismus ist jenes bundesrepublikanische Staatsbewußtsein, das sich auf die Anerkennung, Achtung, Pflege und Verteidigung unserer „Verfassung der Freiheit“ richtet.¹⁵⁾ Für einen Verfassungspatrioten also ist die Verteidigungswürdigkeit unserer Republik in jeder Hinsicht offenkundig — und es ist kaum möglich, mit guten Gründen kein Verfassungspatriot zu sein. Damit können wir die einleitenden Bemerkungen zur Bedeutung der „naiven“ Verteidigungsbereitschaft ergänzen: Die Verteidigungsbereitschaft des aufgeklärten, mündigen Staatsbürgers entspringt seinem Verfassungspatriotismus.

Doch warum gibt es so viele, vor allem junge Mitbürger, die aus guten Gründen nicht zu einer naiven Verteidigungsbereitschaft und aus schlechten Gründen nicht zu einer Haltung des Verfassungspatriotismus gelangen, bei denen die Lehre von der Verteidigungswürdigkeit der Bundesrepublik also auf unfruchtbaren Boden oder zwischen die Disteln gerät? — Die drei wohl wichtigsten Ursachenkomplexe lassen sich knapp so umreißen:

IV. Ursachen für mangelnden Verfassungspatriotismus

Erstens war jene Kritik am politischen System der Bundesrepublik nur allzu erfolgreich, welche eine „Nichterfüllung des Grundgesetzes“ herauszustellen suchte. Sie betrieb nichts anderes als eine „Überstrapazierung der Verfassungsnormen“, wie Karl Dietrich Bracher formulierte. Folgen wir seinem Argument: „Hier wird der Punkt erreicht, an dem die rigorose Konfrontation von Norm und Wirklichkeit geradezu verfassungsfeindlich, weil gegen die Existenz und Funktion des Verfassungssystems selbst wirken kann, so emphatisch dies im Namen der Verfassung geschehen mag. . . Die Aushöhlung des ‚Systems‘ erfolgt nun durch die beschwörende Überforderung des Grundgesetzes mit einem perfektionisti-

schen Demokratiebegriff, was letztlich . . . auf Verfassungsbeseitigung mittels Verfassungsmißbrauch hinausläuft.“ Kennzeichen der dabei benutzten Taktik ist es, die bestehende Verfassungsordnung als „Formaldemokratie“ abzutun, die es nicht zu verteidigen, sondern eben zu überwinden gelte.¹⁶⁾

Zweitens sind erhebliche Defizite politischer Bildung festzustellen. Sicher höhlt die Erinnerung an den deutschen Militarismus des Kaiserreiches und an den Mißbrauch der deutschen Armee im nationalsozialistischen Deutschland den Wehrgedanken aus. Doch es scheint, als habe man hier nicht nur die richtigen Lektionen aus der Geschichte gelernt, sondern manch andere anschließend überlesen. Im Schulunterricht wird der Darstellung des Verfassungssystems der Bundesrepublik und seines Sinns nur wenig Platz, weniger noch der Präsentation der Bundeswehr und ihres Auftrags eingeräumt¹⁷⁾ — und wenn schon, dann dominieren oft system- und wehrkritische Betrachtungen, die mit dem ja löblichen Vorsatz, zunächst einmal den Balken im eigenen Auge zu beachten, so ritualhaft ernst machen, daß die Pistole in der Hand des anderen gänzlich übersehen wird. An die Politik herangeführt in der Zeit der Entspannungspolitik, wuchs eine Generation auf, für welche außenpolitische Bedrohungen nicht mehr zur politischen Gegenwart zu gehören schienen — und die entsprechend furchtsam auf den ganz gewöhnlichen sicherheitspolitischen Interessenkonflikt bei der Durchführung des NATO-Doppelbeschlusses reagierte. Eine Generation auch, die in aller Selbstverständlichkeit vorgetragene Begründungen unseres Verfassungssystems aus seiner Wertbindung und seinen Grundnormen heraus kaum mehr empfing — die ihr politisches Selbst- und Weltbild statt dessen anhand der punktuellen und vorzüglich Mißstände aufgreifenden Fernsehberichterstattung prägte. Eine Generation ferner, der die oben angesprochene Fundamentalkritik eine Sprache verfügbar machte, in der über unser Gemeinwesen vor allem in einem Tonfall der Verächtlichkeit zu reden ist.

Drittens ist auf den Wertwandel zu verweisen, der sich in allen westlichen Verfassungsstaaten seit den sechziger Jahren vollzog. In den Begriffen der Sozialwissenschaftler Helmut Klages und Willi Herbert ausgedrückt, die ihn für die Bundesrepublik am sorgsamsten untersucht haben¹⁸⁾, gab es eine Entwicklung weg von „Pflicht- und Akzeptanzwerten“ wie Disziplin, Gehorsam, Leistung, Ordnung, Pflichterfüllung, Treue, Fleiß, Bescheidenheit, Selbstbeherrschung, Pünktlichkeit, Anpassungsbereitschaft und Fügsamkeit hin zu „Selbstentfaltungswerten“ wie Emanzipation von Autoritäten aller Art, Gleichheit, Partizipation, Spontaneität, Ungebundenheit usw. Es liegt auf der Hand, daß dieser Wertwandel dem Gedanken ungünstig ist, es gelte sich ins Gemeinwesen einzufügen und in ihm Pflichten zu übernehmen — schon um auf diese Weise die Bedingung der Möglichkeit zu sichern, in seinem Freiheitsrahmen weiterhin nach der eigenen Fassung selig zu werden. Verfassungspatriotismus und Pflichtenethos lassen sich aber nicht trennen — so tastet der Verfall des Pflichtenethos durchaus den Verfassungspatriotismus an. Vor allem aber war der Wertwandel dem abträglich, was, als „soldatische Tugenden“ zu bezeichnen, die Grundlage einer jeden Armee ist.

Damit müssen wir es bei der Diagnose von Ursachen dafür bewenden lassen, daß die Verteidigungswürdigkeit der Bundesrepublik keine stillschweigend von jedermann vorausgesetzte Selbstverständlichkeit mehr ist. Bei allen drei Ursachegefügen können Gegenmaßnahmen ansetzen, auf deren Erfolg man allerdings mit großer Geduld wird warten müssen: es geht um das langwierige Bohren dicker, harter Bretter — mit Augenmaß, und ohne die Leidenschaft zu verlieren, für stärkeren Verfassungspatriotismus zu werben. Die Chancen auf eine Verbesserung politischer Bildung sind hier nicht zu diskutieren; bemerkt soll aber werden, was jedem einzelnen in seinem Tätigkeitsbereich möglich ist: der Fundamentalkritik an unserer Republik, der Verfassungssprengung durch Verfassungsüberforderung ist bei Gesprächen aller Art entgegenzutreten, und der Auftrag der Bundeswehr im Rahmen und zum Nutzen unserer Verfassungsordnung ist auch ungefragt immer wieder darzulegen. Das klingt nach wenig; doch die Hegemonie in politischen Gesprächen nicht immer den Kritikern zu überlassen, sondern selbst offensiv zu argumentieren, kann insgesamt viel bewirken.

Ermutung kommt ohnehin aus der Wertwandelforschung: sie signalisiert, wir müßten durchaus nicht einfach einen Verfall der „alten“ Werte beklagen. Vielmehr zeichneten sich jetzt bereits die Träger einer „Wertsynthese“ ab: sie verstünden es, die fruchtbaren Aspekte der alten „Pflichtwerte“ um die neuen Perspektiven der „Selbstentfaltungswerte“ zu bereichern.¹⁹⁾ In ihnen darf man durchaus den so lange als Träger unserer Republik erhofften „aktiven, mündigen Staatsbürger“ identifizieren — und warum sollte der nicht auch zum verfassungspatriotischen „Staatsbürger in Uniform“ werden können? — Sicher ist es ein schwieriges Unterfangen, immer wieder eine neue Generation, welche die politischen Erfahrungen und Lehren der vorigen ja nicht teilen kann, von der Verteidigungswürdigkeit unserer Republik zu überzeugen. Und es ist ein schwieriges Unterfangen in einem aus historischen und kulturellen Gründen besonders schwierigem Land. Gustav Heinemann hat, worum es gerade angesichts dieser Tatsache geht, in seiner Antrittsrede als Bundespräsident trefflich beschrieben: „Es gibt schwierige Vaterländer. Eines davon ist Deutschland. Aber es ist unser Vaterland. Hier leben und arbeiten wird. Darum wollen wir unseren Beitrag für die eine Menschheit mit diesem und durch dieses Land leisten“ — unter anderem dadurch, daß wir seine weit über unsere Grenzen ausstrahlende freiheitliche demokratische Ordnung als das wertvollste Erbe unserer jüngsten Geschichte nach innen und außen verteidigen.

Anmerkungen

- 1) Siehe Eckhard Jesse, *Streitbare Demokratie. Theorie, Praxis und Herausforderungen in der Bundesrepublik Deutschland*, Berlin 1980, hier v. a. S. 20—22.
- 2) Vgl. hierzu die Arbeiten von Gerhard Wettig, *Die sowjetischen Sicherheitsvorstellungen und die Möglichkeiten eines Ost/West-Einvernehmens*, Baden-Baden 1981; ders., *Umstrittene Sicherheit. Friedensbewahrung und Rüstungsbegrenzung in Europa*, Berlin 1982.
- 3) Speziell zum deutsch-deutschen Systemvergleich: DDR — Bundesrepublik Deutschland. Beiträge zu einer vergleichenden Analyse ihrer politischen Systeme (= Konflikt und Integration III. Akademiebeiträge zur Lehrerbildung, zusammengestellt und bearbeitet von Jürgen Weber), München 1980.
- 4) Grundlegend: Carl Joachim Friedrich, *Der Verfassungsstaat der Neuzeit*, Berlin 1953.

- 5) Ein vorzüglicher, knapper Überblick zu den angebotenen Alternativen findet sich in: Günther Schmid, Sicherheitspolitik und Friedensbewegung. Der Konflikt um die „Nachrüstung“, München 1982, S. 48–70.
- 6) Vgl. Peter Grubbe, Was schert mich unser Staat. Report über den deutschen Bürgersinn, Hamburg 1981.
- 7) Hierzu (wie zur Diskussion darüber bei den Grünen): Der Spiegel, Nr. 44, 26. 10. 1987, S. 20f.
- 8) Zitiert nach Karl Jaspers, Aspekte der Bundesrepublik, München 1972, S. 9.
- 9) BVerfGE 2, 1956, S. 12f.; Absatzgliederung von mir.
- 10) So Wolf-Dieter Narr, Die Bundesrepublik Deutschland – Kontur einer angstvollen Versicherungsgesellschaft, in: ders., Hrsg., Wir Bürger als Sicherheitsrisiko, Reinbek 1977, S. 53, wo Narr allerdings, die deutsche Orthographie reformierend, vom „Todschläger“ schreibt.
- 11) Zum Einstieg: Theo Stammen, Demokratie in Deutschland. Ideengeschichtliche Erörterung ihrer Grundprinzipien, München 1971. Ferner: Friedrich, Verfassungsstaat der Neuzeit, a.a.O.
- 12) Zur sozialen Modernisierungswirkung des Nationalsozialismus siehe Ralf Dahrendorf, Gesellschaft und Demokratie in Deutschland, München 1965, S. 431–448: „Das nationalsozialistische Deutschland und die soziale Revolution“.
- 13) Siehe etwa: Ernst Fraenkel, Historische Vorbelastungen des deutschen Parlamentarismus, in: ders., Deutschland und die westlichen Demokratien, Stuttgart 1979, S. 13–31. Zu den Gründungs Umständen der Bundesrepublik: Jürgen Weber, Hrsg., 30 Jahre Bundesrepublik, 3 Bde, München 1978 (abgedeckt werden die Jahre 1945 bis 1949, zu jedem Band liegt ein Kassettenband mit Tondokumenten vor).
- 14) Warnfried Dettling, „Wehrhafte Demokratie“. Hat die Demokratie noch Zukunft? Die Herausforderungen der freiheitlichen Demokratie am Beispiel der Bundesrepublik Deutschland, Melle 1978, S. 37.
- 15) Siehe: Dolf Sternberger, Verfassungspatriotismus, in: 25 Jahre Akademie für Politische Bildung, Tutzing 1982, S. 76–87. Vgl. auch: Alexander Schwan, Verfassungspatriotismus und nationale Frage. Einige Überlegungen zum Verhältnis von deutschem Staats- Und Nationalbewußtsein, in: Akademie für Politische Bildung, Hrsg., Zum Staatsverständnis der Gegenwart, München 1987, S. 85–100.
- 16) Karl Dietrich Bracher, Betrachtungen zur Entwicklung des Staatsverständnisses in der Bundesrepublik Deutschland, in: Zum Staatsverständnis der Gegenwart, a.a.O., S. 101–110, hier S. 106f.
- 17) Vgl. Martin und Sylvia Greiffenhagen, Ein schwieriges Vaterland. Zur politischen Kultur Deutschlands, München 1979, S. 288; Dieter Grosser, Verteidigungsbereitschaft als Thema politischer Bildung, in: Peter Barth, Hrsg., Die Bundeswehr in Staat und Gesellschaft, München 1982, S. 189–212; Otto Freundl, Friede und Sicherheit als Themen des Schulunterrichts, in: Frieden und Sicherheit, München 1984, S. 263–282.
- 18) Siehe Helmut Klages/Willi Herbert, Wertorientierung und Staatsbezug. Untersuchungen zur politischen Kultur in der Bundesrepublik Deutschland, Frankfurt/New York 1983; Helmut Klages, Wertorientierungen im Wandel. Rückblick, Gegenwartsanalyse, Prognosen, Frankfurt/New York 1983².
- 19) Vgl. Klages, Wertorientierungen im Wandel, S. 164ff.

Weitere Vorträge werden veröffentlicht, sofern und sobald die Manuskripte eintreffen.

Christentum und Landesverteidigung

Heinz Danzmayer*)

Zunächst eine Abklärung zum Begriff der Landesverteidigung, der im Titel dieses Referats aufscheint: Als österreichischer Soldat beziehe ich mich selbstverständlich auf Landesverteidigung in folgendem Sinn:

- tatsächlich *Landesverteidigung*, also strikte defensiv
- klarer Primat der *Politik*, also strikte auftragsbezogen und auftragsgebunden
- *kein* Nuklearwaffenbesitz
- *kein Feindbild*
- *vorrangige* Zielsetzung: Abhaltung (d.h. in einer Kurzformel: *Kriegsverhinderung* durch Verteidigungsbereitschaft)

weiteres:

- Landesverteidigung ist jedenfalls in Österreich *umfassende* Landesverteidigung, d.h. keineswegs eine lediglich und ausschließlich militärische Angelegenheit
- Umfassende Landesverteidigung ist ihrerseits wiederum lediglich als ein *Teilbereich* von Sicherheitspolitik zu sehen und
- Sicherheitspolitik „allein“ wäre auch noch zu eng; *Friedenssicherung* und *Friedensförderung* müssen einander ergänzen, sozusagen in der Funktion von „Standbein“ und „Schrittbein“.

Aus dieser — hier lediglich skizzierten — Sicht von Landesverteidigung heraus (hinsichtlich Charakteristik und Einordnung) bietet sich m.E. bildhaft ein *Bild konzentrischer Kreise* an:

dem innersten Kreis mit der Zielsetzung „*Verteidigung*“ vorgelagert liegt ein solcher mit der Zielsetzung „*Abhaltung*“ (s.o.) und als äußerer Kreis einer mit der Zielsetzung „*Vorbeugung*“. In diesem Vorfeld (aus der Sicht der inneren Kreise) liegt der Berührungsbereich von Friedenssicherung und Friedensförderung; hier kann und soll sowohl Friedenssicherung als auch Friedensförderung wirksam werden. „Funktioniert“ dies (im Sinne von Wahrung oder gar „Schaffung“ von Frieden — und damit auch Sicherheit), dann kommt es gar nicht zur Aktualisierung des nächstliegenden inneren Kreises mit der Zielsetzung einer „*Abhaltung*“. Kommt es aber dazu und wird dann diese Zielsetzung einer „*Abhaltung*“ erreicht, dann muß „*Verteidigung*“ nicht abberufen werden. *So kommen wirksame Vorkehrungen und Maßnahmen auf dem Gebiet eines jeweils „äußeren Kreises“ stets auch der Zielsetzung der bzw. des inneren Kreise(s) zugute.*

Schließt man sich dieser Sichtweise an (und ich weiß eigentlich nicht, was dagegen sprechen sollte), dann ergibt sich daraus jedenfalls zweierlei:

- Landesverteidigung und Friedenspolitik stehen nicht nur in keinem Gegensatz, sondern vielmehr sogar — im Wege der Sicherheitspolitik — in einem engen Konnex;
- und gerade ein relativ kleines Land wie Österreich tut selbstverständlich gut daran, die Lösung seiner sicherheitspolitischen Probleme im jeweils möglichst äußeren Kreis

(nach dem oben angebotenen Bild konzentrischer Kreise) anzustreben — ohne jedoch die inneren Kreise zu vernachlässigen.

Vor dem Hintergrund einer solchen Sichtweise, zu der ich mich auch persönlich aus tiefer Überzeugung bekenne, will ich auch die folgenden Anmerkungen zum Thema „Christentum und Landesverteidigung“ verstanden wissen. Gerade in Zusammenhang mit diesem Thema schien mir eine solche einleitende Abklärung zum Begriffsverständnis von „Landesverteidigung“ unabdingbar.

„Selig die Friedensstifter“?

Zentrale Orientierungshilfe für Christen ist auch in der Friedensfrage die Bergpredigt. „Selig die Friedensstifter“ — darauf berufen sich die christlichen Wehrdienstverweigerer. Die christlichen Soldaten berufen sich aber ebenfalls auf diese Bibelstelle. Im übrigen werden einander noch eine ganze Reihe anderer Zitate aus der Bibel sowie aus zentralen Dokumenten, wie Konzilstexten und Enzykliken, bis hin zu Bischofsappellen als Belege für den jeweils eigenen Standpunkt präsentiert. Das heißt, präsentiert in des Wortes nüchterner Bedeutung werden sie einander nur, falls man überhaupt das Gespräch sucht und führt — die Forderung würde ja an sich auch dafür lauten: „in christlicher Liebe“ . . .

Der engagierte deutsche Christ und Soldat Helmut Korn, langjähriger Sprecher der Gemeinschaft katholischer Soldaten (GKS) in der BRD, wunderte sich, wie es möglich sein könne, daß „. . . solche, die sich eben erst während des Gottesdienstes beim Friedensgruß die Hand reichten, hinterher vor der Kirchentür bei einer Diskussion über Pazifismus, Friedensdienst, Gewaltlosigkeit, Wehrdienst und Wehrdienstverweigerung heftig aneinandergeraten. Woran liegt es nur, daß sich Menschen — Christen und katholische Soldaten nicht ausgenommen — im Alltag oft eher mißtrauen, verketzern oder gar beleidigen, wenn sie im Brustton ihrer jeweiligen eigenen Überzeugung vom Frieden reden?“ (Korn 1981).

Und der frühere österreichische Armeekommandant General Spannocchi — als Präsident der österreichischen Schwesternorganisation der GKS, der Arbeitsgemeinschaft katholischer Soldaten, in ähnlicher Situation wie Korn — sprach gar vom „Schmerz eines Katholiken, der nur zu oft in seiner eigenen Kirche das Gebot der Liebe ebensowenig (verwirklicht) findet wie diese selbst; dafür aber Rechthaberei bis zur Starrköpfigkeit und echte Erpressung im Zeichen eines selbstgebastelten Kreuzes“ (Spannocchi 1970).

Sich selber als Diener am Frieden zu verstehen — und das können gemäß entsprechenden Aussagen der Kirche*) beide Seiten, sowohl Soldaten als auch Wehrdienstverweigerer aus Gewissensgründen, zu Recht —, verlangt *zumindest einmal Friedfertigkeit im Umgang miteinander*. Schon bei Soldaten, deren Selbstverständnis im innersten Kern auf einem tiefen und echten Bezug zum Frieden beruhen müßte, ist es nicht recht verständlich, daß so viele von ihnen mit besonderer Aggressivität gerade Menschen gegenüberstehen, die sich ihrerseits ebenfalls auf einen zentralen Bezug zum Frieden berufen. Die von so manchem glü-

henden Verfechter absoluter Gewaltlosigkeit an den Tag gelegte Aggressivität gegenüber Soldaten ist aber erst recht ein Widerspruch in sich.

Gerade Christen — ob in Zivil oder in Uniform — müssen sich dann schon die Frage stellen lassen, ob sie die *ganze* Bergpredigt gelesen hätten; auch die Stelle, wo es heißt: „Richtet nicht, damit ihr nicht gerichtet werdet“ (Mt 7, 1); oder: „Ich aber sage euch: Jeder, der seinem Bruder auch nur zürnt, soll dem Gericht verfallen sein; und wer zu seinem Bruder sagt: Du Dummkopf!, soll dem Spruch des Hohen Rates verfallen sein; wer aber zu ihm sagt: Du (gottloser) Narr!, soll dem Feuer der Hölle verfallen sein“ (Mt 5, 22). Und wie ist das mit jenen, die zu ihrem (christlichen Mit-)Bruder „nützlicher Idiot“ oder aber „potentieller Mörder“ sagen? *Ein Abbau von „Gegnermentalität“* (Merklein 1982) als Konsequenz der ebenfalls in der Bergpredigt aufgetragenen Feindesliebe — das zumindest wäre eine Forderung, mit deren Erfüllung jene Christen einmal untereinander beginnen könnten, die sich — grotesk genug — gerade in der Friedensfrage oft alles eher denn friedlich gegenüberstehen. „Frieden“ heißt eben auch, dem anderen das Recht auf unterschiedliche Perspektiven zuzugestehen, mehr noch, sich zu bemühen, auch die Sicht des anderen in den eigenen Blickwinkel einzubeziehen (wie wichtig das auf zwischenstaatlicher Ebene wäre, wird am Modell von „common security“ deutlich). Der Anspruch, in seiner Auffassung und Einstellung respektiert zu werden, schließt eben auch die Pflicht mit ein, den anderen in gleicher Weise anzuerkennen; mehr noch: „Friedfertigkeit bedeutet . . . auch die Möglichkeit, sich selber in Frage zu stellen und den eigenen Standpunkt zu relativieren.“ (So der große innere Reformator der deutschen Bundeswehr und heutige Friedensforscher, der engagierte Christ Graf von Baudissin). Keineswegs kann es darum gehen, einer allzu vordergründigen Harmonisierung zwischen Soldaten, die ihren Dienst als Dienst am Frieden verstehen, und Menschen, die mit der gleichen Begründung gerade zum gegenteiligen Schluß kommen, das Wort zu reden. Beide Gruppierungen brauchen aber einander viel mehr als sie dies meist wahrhaben wollen. *„Friedenssicherung ist nicht alles, aber ohne Friedenssicherung ist nichts“; könnte man in Abwandlung eines bekannten Wortes sagen. Umgekehrt ist „zeichenhaft vorgelebte Gewaltlosigkeit“ (Kronenberg 1982) durchaus auch Mahnung, das eigentliche Ziel über den dazu bereitgehaltenen und notfalls auch angewendeten Mitteln nie aus den Augen zu verlieren.*

Im Spannungsfeld von Gesinnung und Verantwortung

Sich dem Anspruch der Bergpredigt in dieser Welt zu stellen, stellt den Christen vor ein Dilemma, das nicht bloß den Laienchristen, ob in Zivil oder in Uniform, immer wieder überfordern muß. Die verschiedenen christlichen Kirchen haben dazu durchaus recht unterschiedliche Orientierungshilfen angeboten.

Für die Frage der Sicherheitspolitik sind *zwei Ansätze* besonders hilfreich: die *Unterscheidung zwischen Tatgebot und Zielgebot* sowie die von Max Weber 1919 in seiner berühmten Rede vor Münchner Studenten über „Politik als Beruf“ getroffene *Unterscheidung zwischen Gesinnungsethik und Verantwortungsethik*.

„Gewaltlosigkeit ist Zielgebot, nicht Tatgebot. Wer diese teleologische (zielbezogene) Dimension jeder christlichen Ethik übergeht und deontologisch das je noch ausstehende Ziel zur absoluten, schon jetzt geltenden Norm macht, wird aller Regel nach bald alle möglichen Ausnahmeregelungen einführen müssen oder in seinem deontologischen, also aus reinem Sollen verpflichtenden Rigorismus neuer Unmenschlichkeit die Tür öffnen“ (Furger 1980). Und P. Lothar Gropp (1982) erinnert daran, daß ja auch die Forderung der Bergpredigt, nicht zu richten (Mt 7, 1ff.), Gerichtsbarkeit und Strafvollzug nicht überflüssig machen könne.

Sieht man aber in der Bergpredigt auch nicht so etwas wie ein politisches Programm, zur Umsetzung im Hier und Heute bestimmt, sondern eine Darstellung des Reiches Gottes, so bedeutet das für den Christen andererseits aber auch wieder nicht, die Erfüllung der in der Bergpredigt enthaltenen Forderungen gleichsam aus dem Diesseits hinaus — und somit vor sich herzuschieben. Das vorgegebene Ziel, das Zielgebot, weist vielmehr die *Richtung*, in welche die eigenen Bestrebungen zu lenken sind. *Auf dem Weg zum Ziel der Gewaltlosigkeit* — als „biblisches Zielideal“ — ist somit *Gewaltminimierung*, *Gewalteindämmung*, zumindest aber *Gewaltkanalisierung* und *Gewaltkontrolle* anzustreben. Insofern stellen Bemühungen in dieser Richtung ganz gewiß auch einen Beitrag zum „heilsgerichtlichen Fortschritt“ (Kronenberg 1982) dar.

Die von Max Weber vorgenommene Unterscheidung zwischen Gesinnungs- und Verantwortungsethik sucht ja bei jenem Dilemma anzusetzen, vor das sich jeder Christ gestellt sieht, der in irgendeiner Weise Verantwortung in der Welt von hier und heute trägt. Gesinnungsethische Orientierung läßt — in ihrer reinsten Ausprägung — die Berücksichtigung der Folgen eigenen Handelns außer acht; totale Gesinnungsethik verliert leicht das menschliche Maß und kann in gefährliche Nähe von Verantwortungslosigkeit geraten. Verantwortungsethisch bestimmtes Handeln hingegen ist folgenorientiert; in extremer Ausprägung kann es seinerseits zu reinem Pragmatismus entarten. „Gesinnungsethik ohne Verantwortung ist blind, Verantwortungsethik ohne sittlichen Maßstab ist leer“ (Julius Hanak).

Gesinnungsethik darf eben nicht mit Verantwortungslosigkeit, Verantwortungsethik nicht mit Gesinnungslosigkeit gleichgesetzt werden. Nur in der *Ausgewogenheit beider Prinzipien und in der Suche nach dem „menschlichen Maß“* wird ein Weg gefunden werden können, der einerseits der Unausweichlichkeit dieses zutiefst christlichen Dilemmas entspricht, andererseits dem Menschen in seiner Schuldhaftigkeit — das sollte ein Christ ohne Scheu aussprechen — und der Welt von heute, die eben noch nicht das Reich Gottes ist, überhaupt einigermaßen gerecht werden kann.

Man kann als Christ nicht einfach „aus der Welt aussteigen“, das ist auch nicht gefordert. In der konkreten Welt von heute und morgen dem Frieden zu dienen, verlangt Realitätsbezug *und* die Anstrengung, die Realität zu verbessern, zu einer Entwicklung auf mehr Frieden hin einen angemessenen Beitrag zu leisten.

Menschenbild und menschliches Maß

Politik ist — in leichter Abwandlung einer beliebten Formel — die Kunst des Menschenmöglichen und die Aufgabe, das Notwendige menschenmöglich zu machen. Christlich akzentuierte Politik muß sich hierbei am Menschenbild der christlichen Lehre und an verantwortungsethisch bestimmten Grundsätzen orientieren. Ein simpel idealisiertes Menschenbild ist nicht das Menschenbild des Christentums, das wäre eine mißverständliche Auslegung vom „Abbild (Ebenbild) Gottes“. Schon gar nicht gibt es den „vollkommenen Menschen“ — dieser bedürfte ja nicht der Erlösung; „Selbsterlösung“ aber ist nicht christliche Lehre.

Der Mensch ist „freigesetzt und ausgesetzt zugleich“ (Renöckl 1982, S. 2), das Reich Gottes mit Jesus Christus, dem Auferstandenen, zwar „endgültig in der Geschichte anwesend, allerdings in der Spannung des „Schon und Noch nicht“ (S. 5). Bei jeder Orientierung an der Bergpredigt darf man den Bergprediger eben nicht übersehen. . .

Das Menschenbild der christlichen Lehre ist ein Bild des menschlichen Maßes und der Orientierung an Gott; Sünde und Schuld gehören ebenso dazu wie das Angewiesensein auf die Gnade Gottes, auf Vergebung und Erlösung.

In der Erfüllung der konkreten Aufgaben in der durch die Natur des Menschen, durch seine Schuldhaftigkeit, geprägten Welt von heute müssen alle, die für *andere* Verantwortung tragen, *den Menschen berücksichtigen, wie er ist, und nicht, wie er sein sollte*. Der „Mensch als Maß aller Dinge“ erhält in dieser Sicht eine ganz eigene Bedeutung. Das menschliche Maß ist ein Maß an Unvollkommenheit, des Nichtperfekten, aber auch des Nieabgeschlossenen — und damit offen für Hoffnung. Denn die zweite Komponente des Menschenbildes der christlichen Lehre ist eben — neben dem menschlichen Maß — die Orientierung an Gott, die auf diese Orientierung hin angelegte Abbildhaftigkeit (Ebenbildhaftigkeit) des Menschen. Deshalb sind alle Regelungen zum „Funktionieren“ der konkreten Welt von heute auch nur dann — aus christlicher, verantwortungsethisch geprägter Sicht heraus — vertretbar, wenn sie das Fortschreiten der Entwicklung des Menschen in der Welt im Sinne eines „heilsgeschichtlichen Fortschritts“ entsprechend berücksichtigen und fördern.

So haben Verfassungen, Gesetze mit Sanktionsandrohung, Justiz, Polizei und Militär in unserer Welt sehr wohl ihre unentbehrliche Funktion: Sie *dienen dem Schutz des Menschen vor sich selbst*. Zugleich aber müssen alle diese Einrichtungen grundsätzlich den Charakter der Vorläufigkeit in sich tragen. Nur eine solche Vorläufigkeit kann der Möglichkeit einer Weiterentwicklung des Menschen im Sinne seiner heilsgeschichtlichen Zielorientierung gerecht werden und die entsprechende Anpassungsfähigkeit an diesbezügliche Fortschritte gewährleisten.

In der Frage der Erhaltung des Friedens heißt das, *nicht von einem so erschreckend negativen Menschenbild auszugehen*, wie dies ein unkritisches Verharren in Denkkategorien des „worst case“ und des damit unaufhaltsam fortschreitenden Rüstungswettlaufs verraten würde; es bedeutet *aber auch, nicht in ebenso unkritischer Sicht die Fehlerhaftigkeit des Men-*

schen zu übersehen. Weiter bedeutet es, einerseits sich „an der unvorstellbaren Geduld ein Beispiel zu nehmen, die Gott — im Unterschied zu ungeduldigen Idealisten und moralischen Rigoristen — mit uns Menschen zeigt. Er läßt menschliches Tempo und menschliches Maß zu, solange wir ehrlich unterwegs bleiben“ (Renöckl 1982, S. 26); andererseits hat in solcher Sicht eine „vereinzelte zeichenhafte Vorwegnahme“ des kommenden, mit Jesus Christus — dem Auferstandenen — zugleich schon angebrochenen Gottesreiches sehr wohl ihren Platz (um diesem unerhört hohen Anspruch einer „zeichenhaften Vorwegnahme des Gottesreiches“ auch nur einigermaßen gerecht werden zu können, muß allerdings jeder Mensch, der einen solchen Anspruch für sich erhebt, sich des geradezu atemberaubend strengen Maßstabes bewußt sein, dem er sich damit unterwirft . . .!).

Das menschliche Maß läßt *schrittweise* „procedere“ geboten erscheinen. *Frieden als langwieriger und mühsamer Prozeß* mit unvermeidbaren Rückschlägen beugt einerseits einer allzu statischen, damit auch von Erstarrung bedrohten und angesichts der Ungerechtigkeiten in der Welt von heute auch nicht vertretbaren Auffassung von „Frieden“ (in) der Welt“ vor. Zum anderen wirkt eine solche Auffassung jeder Neigung entgegen, unvermeidbare Zwischenstufen und Übergangsformen unter Mißachtung realer Gegebenheiten einfach überspringen zu wollen. Schritt für Schritt in Richtung auf mehr Frieden hin voranzukommen, bedeutet, nicht jenen Frieden aufs Spiel zu setzen, den wir (immerhin) schon haben — so unbefriedigend er auch sein mag —, sondern von dieser zu sichernden Basis aus weitere Verbesserungen anzustreben, denn „geschichtsvergessener Idealismus und Rigorismus, der Perfektes, der alles auf einmal fordert, ist im Grunde unmenschlich“ (Renöckl 1982, S. 21).

Christlich motivierte Friedenshoffnung ist somit nicht mit „christlicher Friedensutopie“ zu verwechseln; sie steht in keinem unauflösbaren Widerspruch zur sogenannten Realpolitik. Christliche Friedenshoffnung ist „realistisch, indem sie die Möglichkeit menschlichen Handelns nicht überschätzt; zugleich entlastet sie uns vom eigenen Erfolgswang, ohne daß wir freilich die Hände in den Schoß legen dürfen“ (Merklein 1982). Kein Mensch ist in der Lage, Frieden zu „machen“; jeder kann nur seinen ihm möglichen Beitrag dazu leisten — und im übrigen auf Gott vertrauen. „Wenn uns Gott dazu hilft, in einer Anstrengung erfolgreich zu sein, daß wir noch zehn Jahre den Krieg verhüten, können wir äußerst dankbar sein, und dann können die Leute, die dann reagieren, zusehen, . . . ob sie vielleicht noch mal zehn Jahre den Krieg verhüten. Und wer weiß, vielleicht entsteht daraus einmal eine Situation, in der man mehr tun kann!“ (Carl Friedrich von Weizsäcker in einem Gespräch mit Dolores Bauer im ORF; 25. 11. 1983).

Der „relativierte“ Soldat

Unterschiedliche Zielsetzungen von Staaten und damit auch deren Armeen äußern sich natürlich auch in entsprechend unterschiedlichen Leitbildern für die jeweiligen Soldaten, das wird im übrigen gerne übersehen — erstaunlicherweise nicht nur außerhalb der Armeen. So wie es einfach ein Unding ist, den Wiener „Wachmann ums Eck“ mit dem legendären „Bullen von Chicago“ (als „Prototyp“ sozusagen, ob es ihn nun wirklich gibt oder

nicht) gleichzusetzen, so ist auch ein undifferenziertes Bild „vom Soldaten“, vom Militär schlechthin, nicht vertretbar.

Soldatische Existenz ist heute — zumindest in demokratischen Staaten — nur als politische Existenz akzeptabel. „Bejahung des Vorranges des Politischen nicht obwohl, sondern weil er Soldat ist“, forderte schon 1953 v. Kielmansegg (zit. aus Anhang zur Zentralen Dienstvorschrift der Deutschen Bundeswehr ZDv 10/1, S. 15). Dem muß das Selbstverständnis des Soldaten, in ganz besonderem Maße jenes des militärischen Führers, entsprechen. „Haudegen und Landsknechtsnaturen sind ebenso unerwünscht wie militärische Technokraten, denen es gleichgültig wäre, in welchem politischen System sie dienen“ (Pöggeler 1973, S. 9). Die aus der Vergangenheit überkommenen Bilder des „patriarchalisch-feudalen Soldaten“, des „mechanisch-totalitären Soldaten“ sowie des „autonomen Soldaten“ bedurften der Ablöse durch das Leitbild des „Bürgers in Uniform“, des „Staatsbürgers als Wehrbürger“.

Betroffenheit unter Soldaten hatte seinerzeit (1969) ein Ausspruch des deutschen Bundespräsidenten Gustav Heinemann vor hohen Offizieren der Bundeswehr hervorgerufen: Er hatte vom Soldaten die grundsätzliche Bereitschaft gefordert, *„sich immer wieder in Frage stellen zu lassen“*. Die Betroffenheit auf Seiten der Soldaten ist gewiß nicht unverständlich: sich immer wieder in Frage stellen zu lassen, ist eine an sich ungeheure Anforderung, die hohe Reife voraussetzt. Wenngleich somit nicht überraschend, so ist diese Betroffenheit gerade in diesem Fall dennoch merkwürdig — in des Wortes ursprünglicher Bedeutung: Militärs, die gerade auf Grund ihres Berufswissens am besten über die heute konkret möglichen Bedrohungen im Falle des Ausbruchs eines Krieges Bescheid wissen müssen, müßten genügend motiviert sein, das ihnen Mögliche beizutragen, Kriege zu verhindern. Gelingt dies auf Dauer, dann wird damit der mit Abstand wichtigste Auftrag, den heutzutage ein tatsächlich auf Friedenserhaltung hin orientierter Staat an seine Armee zu vergeben hat, erfüllt.

Da eine Armee sich stets darüber im klaren sein müßte, daß sie immer nur Mittel zum Zweck (definiert durch den Staat, dem sie zu dienen hat) ist, hat sie sich selbstverständlich und ausschließlich an diesem Zweck zu orientieren. Kommt der betreffende Staat nun zur Überzeugung, die eigene Armee — das selbstgeschaffene und erhaltene Mittel — diene dem angestrebten Zweck nur nach entsprechend vorzunehmender Veränderung, nach einer gewissen, vielleicht sogar beträchtlichen Relativierung oder stehe dem eigentlichen Zweck — der Friedenserhaltung — gar im Wege, dann ist es nur gutes Recht, ja Pflicht dieses Staates seinen eigenen Bürgern gegenüber, daraus die entsprechenden Konsequenzen zu ziehen. Die Armee hat die Pflicht zu warnen, aber nicht das Recht, sich zu empören.

Auftragsorientierung, ernst genommen, schließt die Bereitschaft mit ein, der Auftrags Erfüllung (Rechtmäßigkeit des Auftrages vorausgesetzt) alles andere, in letzter Konsequenz auch die eigene Position, unterzuordnen. Die Ehre des Gehorsams einer Armee äußert sich in strikter Respektierung des Primats der Politik — zumindest in einer Demokratie.

Von daher kann es ja gar keine Frage sein, es als Selbstverständlichkeit hinzunehmen, sich vom Souverän — das ist in einem demokratischen Staat eben das Volk und damit letzten Endes auch der einzelne Staatsbürger — „in Frage stellen zu lassen“. In einem demokratischen Staatswesen ist die Entscheidung dann eine Frage der Mehrheitsfindung, direkt oder bei den rechtmäßig gewählten Repräsentanten des Souveräns. Militärs, die sich nicht bloß am ihnen vom Souverän erteilten Auftrag orientieren, sondern als bewußte Demokraten sich damit identifizieren, müssen daher in der Lage sein, sich sehr wohl „in Frage stellen zu lassen“.

Bleiben wir bei der Härte einer Fragestellung, wie sie Bundespräsidenten in unserem Nachbarland offenbar ihren Soldaten „zumuten“ (es fällt auf, daß Vergleichbares in unserem Land praktisch völlig ausbleibt; ob das immer gesund ist, sei dahingestellt. Manches geht sicher auf das Konto „deutscher Härte“, manches aber wohl auch auf jenes unseres Nationalsports „Verdrängung“). Ein Nachfolger Heinemanns im Amt des deutschen Bundespräsidenten, Walter Scheel, hat in einer Rede auf der Kommandeurstagung des Jahres 1978 auch eine besonders bohrende Frage gestellt: „Wir kommen bei der Ausbildung unserer Soldaten nicht um die Frage herum: Gibt es irgend etwas, das es rechtfertigt, im Ernstfall erstens andere Menschen zu töten und zweitens sein eigenes Leben zu opfern?“

Diese Frage stellt sich jedem Soldaten, der seiner Aufgabe nicht gedanken- und verantwortungslos gegenübersteht; in besonderer Schärfe stellt sie sich angesichts des fünften Gebots natürlich einem Christen in Uniform. Die Antwort:

1. es geht nicht um Töten, sondern um ein geeignetes Mittel und Verfahren, Gewalt (und damit auch Töten) möglichst zu verhindern;
2. Ziel des eigenen Waffeneinsatzes ist nicht der Mensch als solcher (daher auch die kriegsvölkerrechtlich zentrale Unterscheidung zwischen Kombattanten — Waffenträgern — und Nichtkombattanten), sondern die Waffe, die er bedient; typische Situation: im Falle einer fernbedienten Waffe gilt das eigene Feuer stets der auszuschaltenden Waffe;*);
3. auch die Bibel und die darauf beruhende kirchliche Lehrmeinung billigt dem Menschen individuelle und kollektive Notwehr zu, Nothilfe wird von ihm sogar verlangt (auch unter Einsatz des eigenen Lebens);
4. das fünfte Gebot spricht in der korrekten Übersetzung von Morden, nicht von Töten (das ist gewiß mehr als nur eine Spitzfindigkeit);
5. für den Christen gilt es jedenfalls, unbedingt auch das Angemessenheitsprinzip zu beachten, wie es schon im „ius talionis“ (Auge um Auge) zum Ausdruck kommt; daher darf nie „Töten“ seine Absicht sein, sondern „außer Gefecht setzen“ (wiederum weit mehr als eine Spitzfindigkeit: Töten muß einkalkuliert werden, ebenso wie getötet werden — beides wird aber nicht angestrebt).

Das Christentum stellt dem Soldaten aber nicht bloß harte Fragen, denen er sich nicht entziehen darf, sondern bietet sich ihm auch als Quelle jener Kraft an, deren er für die rechte Erfüllung seiner durch innere Spannung unausweichlich stigmatisierten Aufgabe bedarf.

Das Wissen um die Relativität und Endlichkeit allen menschlichen Bemühens verleiht ihm einen „langen Atem“; ein Christ gibt die Hoffnung nie auf, Resignation und Panik ist gleichermaßen unchristlich. Dieses *Wissen um die eigene Relativität* gibt ihm aber auch die Kraft, sein eigenes Tun, sich selbst immer wieder zu überprüfen, wie es gerade für den Soldaten so wichtig ist (wenn auch Skrupel Zeit kosten und Entschlüsse erschweren können, das sei ohne weiteres zugestanden; Skrupellosigkeit bleibt dennoch keine Alternative): „... der Mensch, der nur leben und nur überleben kann, wenn er die Gegensätze, die Widersprüche, die Konflikte, die Menschsein bilden, in sich trägt, erträgt und wandelt“ (Friedrich Heer in einem im ORF gesendeten Vortrag am Heiligen Abend 1982).

Das Zielgebot „Gewaltlosigkeit“, unter dem der als Christ verantwortungsethisch geprägte Soldat steht, verlangt von ihm *stets neu zu suchende und zu versuchende sukzessive Gewaltminimierung* und verbietet ihm umgekehrt jede falsche Glorifizierung des eigenen Tuns („Im Felde, da ist der Mann noch was wert...“). Gerade als Christ weiß er aber auch, daß stets auch der Beitrag des Menschen verlangt ist: „Für den Frieden muß man beten, aber auch etwas tun“, konstatierte Hubert Feichtlbauer, als Chefredakteur der katholischen Wochenschrift „Die Furche“, in einer seiner 14 „Thesen für den Frieden“ (1982). Diese somit mehrfach abzuleitende Verpflichtung, an Gewaltminimierung aktiv mitzuwirken, läßt den Christen als Soldaten im Rahmen einer entsprechend akzentuierten Sicherheitspolitik besonders angesprochen sein, die nicht einfach auf Wahrung der (eigenen) Sicherheit durch Maximierung dazu bereitgestellter Gewaltmittel, sondern auf Optimierung der Bedingungen für eine Vermeidung, zumindest aber Eindämmung, Kanalisierung und Kontrolle von Gewaltanwendung ausgerichtet ist.

Zu all dem bereits Gesagten kommt noch eine weitere „Relativierung“ des Soldaten hinzu: im Typus des „*supranationalen Soldaten*“ (Weiler 1974) klingt dies an. Es war auch Rudolf Weiler, der in einem Festvortrag anlässlich des Weltfriedenstages 1979 darauf aufmerksam gemacht hat, daß in dieser Beziehung schon das II. Vatikanische Konzil einen — allerdings meist übersehenen — Hinweis gegeben hat: „Der Soldat lebt noch in der Antinomie, der Politik die Möglichkeit des Gewaltgebrauchs zur Verfügung stellen zu müssen, um kriegerische Gewalt zu verhindern“. Sein Ethos ist daher, wie es das II. Vaticanum (GS Nr. 79) so treffend formulierte, ein ganzmenschheitliches, nicht ein partikuläres: „Dienst an der Sicherheit und Freiheit der Völker“, nicht bloß etwa eines Volkes allein, also allgemeiner Friedensdienst.“ Übersteigertes Nationalgefühl, auch in unserer Zeit noch gerne — durchaus unkritisch — geradezu als „Säule“ soldatischer Einstellung angesehen, wäre mit einer solchen Forderung nicht in Einklang zu bringen. So wie Soldaten eines Landes auch regional für Stabilität zu sorgen haben, wäre die Parallele dazu auf internationaler Ebene z. B. im Rahmen von „*peace keeping operations*“ der Vereinten Nationen zu sehen.

„So wird es daher auf absehbare Zeit jene beiden Typen von Soldaten nebeneinander geben, von denen einer von seinem Volk, der andere von der Völkergemeinschaft zum Handeln legitimiert ist. Beiden gemeinsam ist jedoch das primäre Ziel der Friedenserhaltung“ (Vogel 1976). Und der Schweizer Däniker (1983), wie Vogel Generalstabsoffizier, fügt hinzu: Wenn dieser „*miles defensor*“ schon heute an friedenssichernden Missionen teil-

nimmt und morgen vielleicht dazu eingesetzt wird, vertrauensbildende Maßnahmen oder gar Rüstungskontrollschritte zu überwachen, um Mißtrauen zwischen den Blöcken abzubauen, dann übernimmt er Zusatzfunktionen, die ganz im Geiste seiner ursprünglichen Mission liegen: Mithelfen, den Krieg zu verhindern“.

Streifall Frieden

In Zusammenhang mit der Herausbildung engagierter Friedensbewegungen in den vergangenen Jahren hat auch in Österreich die Thematik „Christentum und Landesverteidigung“ eine besondere Aktualisierung und eine besondere Färbung erfahren. Das Engagement gerade zahlreicher junger, begeisterungsfähiger Christen in den (recht unterschiedlichen) Friedensbewegungen hat unlegbar auch Spannungen unter Christen mit sich gebracht.

„Frieden“ ist eben in den letzten Jahren zu einem Thema geworden, das (endlich!) den Menschen unter die Haut geht, das somit auch eine Vielzahl engagierter Menschen zu mobilisieren vermag. Die zunehmende Erkenntnis, daß es mit Militär und Rüstung so wie bisher einfach nicht auf Dauer weitergehen könne, hatte schon vor geraumer Zeit zur *Herausbildung zweier Denkrichtungen* geführt — neben der gewohnten, die an einer Fortsetzung des bisherigen Weges offenbar nichts Grundsätzliches auszusetzen findet. Die einen orientierten sich an pazifistischen Traditionen und wählten einen Radikalansatz: sie weigerten sich, das „Spiel“ von Gewalt und Gegengewalt — und sei es auch nur der Verhinderung von Gewalt — weiter mitzumachen, und suchten nach „gewaltlosen“ Formen der Verteidigung. Sie mußten dabei zwangsläufig auf die Frage einer Definition von „Gewalt“, dementsprechend auch von „Gewaltlosigkeit“ bzw. „Gewaltfreiheit“ stoßen und fanden sich von Anbeginn an mit der Frage nach dem Bezug zur Realität konfrontiert.

Die Vertreter der anderen Denkrichtung begaben sich hingegen auf die Suche nach Lösungen im Sinne einer Art „Domestizierung“ der Gewalt; das heißt, sie akzeptierten die Existenz von Gewalt in dieser Welt eben als Gegebenheit, mit der man (über-)leben muß, die es daher zu kontrollieren, zu zähmen, zu kanalisieren, einzudämmen, zu begrenzen, zu minimieren und — wo immer möglich — zu verhindern gilt. Aus der Sorge um die Erhaltung des Friedens heraus ist die eigentliche Zielsetzung die gleiche wie bei den Anhängern der erstgenannten Richtung; der *Weg* wird aber unter Berücksichtigung des Faktors „Mensch“ (wie er ist und nicht, wie er sein sollte) sowie des Faktors „Zeit“ (die es für jede in realistischer Sicht angestrebte Wandlung braucht) gesucht. Eine der schreienden Unsinnigkeiten in der ganzen Friedensfragen ist die eingetretene *Polarisierung* zwischen den Verfechtern der beiden aufgezeigten Denkrichtungen — auch unter überzeugten, engagierten Christen. Abgesehen davon, daß „Frontstellungen“ gerade „im Zeichen des Friedens“ eine spezielle Absurdität in sich sind, verlaufen diese „Fronten“ auch falsch: So gibt es etwa innerhalb der Friedensbewegungen etliche, die es offenbar mit ihrem Friedensverständnis durchaus vereinbaren können, an der Besetzung eines Landes wie Afghanistan durch fremde Soldaten einer Großmacht anscheinend nichts zu finden (zum Teil besteht der Eindruck, daß Vertreter solcher Ansichten innerhalb mancher Friedensbewegungen

sogar den Ton angeben — was den Friedensbewegungen insgesamt bereits unabsehbaren Schaden zugefügt hat, zumindest aber als Alibi für eine generelle Aversion gegenüber den Friedensbewegungen herhalten kann). Auf der anderen Seite täuscht z.B. das Tragen der gleichen Uniform oft genug eine Übereinstimmung der Auffassung vor, wie sie häufig nicht einmal in so grundsätzlichen Fragen wie jener von Frieden und Krieg gegeben ist.

Zwischen Soldaten, die ihren Dienst aus tiefster Überzeugung und daher auch bewußt als Dienst am Frieden versehen (und dementsprechend zu gestalten versuchen), und ebenso überzeugten Pazifisten in den Friedensbewegungen bestehen über den Weg zu mehr Frieden zwar erhebliche Auffassungsunterschiede — im grundsätzlichen stehen sie einander jedoch sehr viel näher als so manche Träger der gleichen Uniform.

Ein Gebot der Stunde: Abkehr vom Lagerdenken

Es ist jetzt schon einige Jahre her, da saßen in einem Seminarraum der Wiener Landesverteidigungsakademie ein Wochenende lang einige Leute beisammen, die einander sehr aufmerksam und zum Teil gewiß auch (zumindest anfangs) mit einem gewissen Argwohn beobachteten: Mitglieder der Arbeitsgemeinschaft katholischer Soldaten (AKS) einerseits und Vertreter der Arbeitsgemeinschaft katholischer Jugend (AKJ) andererseits hatten sich — angesichts der innerhalb des katholischen Lagers sich abzeichnenden Verhärtung der Standpunkte in Fragen der Friedenserhaltung — des verbindenden „K“ besonnen und ein gemeinsames „lautes Nachdenken“ über das Streitthema vereinbart.

Wer immer sich in einer solchen Situation in das „Niemandland“ zwischen den erstarrten Fronten der beiden „Lager“ begibt, auf den wird meist nicht nur von gegenüber geschossen. Auch in der Friedensfrage war da keine Ausnahme von dieser traurigen Regel zu erkennen; wer sich für ein aufeinander Zugehen engagierte, exponierte sich damit natürlich auch — zumindest aus der Sicht des eigenen „Lagers“. An warnenden Stimmen herrschte — und herrscht auch heute noch — kein Mangel; das betrifft sowohl die Etikettierung der jeweils „eigenen“ Leute als bestenfalls „nützliche Idioten“ als auch die Verdächtigung derer von der anderen Seite, lediglich geschickt agierende Unterwanderer, Aufweichler u. dgl. zu sein.

Das Eintreten für eine Abkehr vom Lagerdenken in der Friedensfrage darf nicht mit einem Vorschlag auf billigen Kompromiß oder allzu vordergründige Harmonisierung verwechselt werden. „Lagermentalität“ ist aber *mehr* als lediglich Unterschiedlichkeit der Auffassungen und Vertreten divergenter Standpunkte; es ist dieser *eine*, entscheidende Schritt mehr — und das heißt: zu *weit* —, der zum Aufbau erstarrender „Fronten“, letztlich zum Aufbau wechselseitiger Feindbilder führt.

Es war der ehemalige deutsche Bundespräsident Gustav Heinemann, der in seiner Abschiedsrede vor Soldaten der Bundeswehr 1974 formulierte, es sei „kein Widerspruch, das Gute zu wollen und dem Bösen zu wehren, wie es auch kein Widerspruch ist, Freundschaft zu suchen und sich vor Feindschaft zu schützen.“

Heinemann war praktizierender Christ und in seiner Einstellung erkennbar verantwortungsethisch geprägt.

Wer bereit ist, seiner oben zitierten Aussage zuzustimmen, hält damit zumindest die Tür offen für komplementäre statt konfrontativer Sicht. So ganz befriedigt allerdings auch eine komplementäre Sichtweise in dieser Frage noch nicht — nicht so sehr wegen des schon erwähnten zu erwartenden Vorwurfs billiger Kompromisse, als deshalb, weil hierbei die generelle Ausrichtung auf das — aus christlicher Sicht — verbindliche Ziel (zumindest) größtmöglicher Gewaltlosigkeit nicht klar genug zum Ausdruck kommt. Der Orientierung an diesem Zielideal unterliegt aber (wie oben zu belegen versucht wurde) auch der militärische Weg zur Erhaltung (und notfalls Wiederherstellung) des Friedens. Man könnte also etwa so formulieren: Unter der Zielsetzung „Frieden“ hat sich der Weg dorthin an größtmöglicher Gewaltlosigkeit zu orientieren, der Bezug zur Realität bestimmt den jeweils möglichen Grad der Annäherung an dieses Zielideal.

Kann man auch dieser Aussage zustimmen, dann ist doch gerade unter Christen durchaus auch eine Annäherung der Standpunkte zwischen all jenen vorstellbar, die einerseits die Zielsetzung „Frieden“ ernsthaft und engagiert verfolgen, andererseits die Realität nicht einfach ignorieren. Zum Realitätsbezug wäre allerdings einiges anzumerken:

- Wer die Realität verändern will — weil sie verändert werden muß —, darf jedenfalls nicht vor ihr davonlaufen. Das Instrumentarium der Gewalt ist da, ist eine solche Realität. Die Augen zu schließen vor den Mitteln der Gewalt, die sich der Mensch ja selbst geschaffen hat, sie einfach „nicht zu mögen“, schafft kein einziges dieser Instrumente aus der Welt. Das Problem — das ja kein sicherheitspolitisches allein ist — liegt vielmehr darin, diese Mittel zu beherrschen, statt sich von ihnen beherrschen zu lassen.
- Realitätsbezug muß somit sicher ein strenger Maßstab sein — es geht um viel —, darf aber andererseits nicht zum Alibi für Beharrungsvermögen werden.
- Was dringend geboten, erforderlich ist, ist somit ein Bezug zur Realität aus der Sicht solcher Realisten, für die Realitäten nicht *Grenze* oder gar *Ende* ihrer Hoffnungen, sondern der *Rahmen des Möglichen* sind.

Versuch einer knappen Zusammenfassung

Christentum und Landesverteidigung — das ist sicher ein Thema, das immer wieder Diskussionsstoff liefert, liefern muß. Es ist auch ein Thema, an das man aus recht unterschiedlichen Blickwinkeln herantreten kann. Mein Beitrag ist naturgemäß aus dem Blickwinkel eines österreichischen Soldaten heraus entstanden, der sich zum Christentum bekennt.

Landesverteidigung kann jedenfalls in Österreich für sich in Anspruch nehmen, wirklich strikt defensiv, vorrangig auf Kriegsverhinderung („Abhaltung“) orientiert und keineswegs eine bloß militärische Angelegenheit zu sein. Eine diesbezügliche Abklärung zum Begriff der Landesverteidigung wurde daher bewußt an den Anfang des Referats gestellt.

Friedenssicherung und Friedensförderung stehen nicht in Widerspruch zueinander, sondern ergänzen einander. Dazu habe ich das Bild vom „Standbein und Schrittbein“ sowie jenes von den „Konzentrischen Kreisen: Vorbeugung — Abhaltung — Verteidigung“ angeboten.

Orientierung an der Bergpredigt, unter Zuhilfenahme der Orientierungshilfen einer Unterscheidung zwischen Tatgebot und Zielgebot bzw. zwischen Gesinnungsethik und Verantwortungsethik einerseits, christlichem Menschenbild und menschlichem Maß andererseits, führte zu der Aussage, daß auf dem Weg zum Ziel der Gewaltlosigkeit — als „biblisches Zielideal“ — jedenfalls sukzessive Gewaltminimierung, Gewalteinämmung, zumindest aber Gewaltkanalisierung und Gewaltkontrolle anzustreben sei.

Dies gilt auch — und gerade — für den christlichen Soldaten. In diesem Zusammenhang bin ich auf eine gewisse „Relativierung“ des Soldaten zu sprechen gekommen, eine Formulierung, die übrigens schon ziemlich heftig kritisiert wurde, mir dennoch aber nicht nur gerechtfertigt, sondern notwendig erscheint.

Und schließlich wurden auch noch die wohl unleugbaren Spannungen (auch) unter überzeugten und engagierten Christen — in Zivil oder in Uniform — in der Friedensfrage angesprochen, zu denen es gerade in den letzten Jahren in verstärktem Maße gekommen ist. Sich des verbindenden „C“ zu erinnern, sollte hier doch einer weiteren Verhärtung unterschiedlicher Standpunkte entgegenwirken. In diesem Sinne versuchte ich im letzten Teil des Referats, einen mir möglichen Beitrag zu leisten — als Christ und Soldat.

Literaturnachweis

- Däniker, G.: Die Armee des neutralen Kleinstaates als friedenssichernde Kraft. In: ÖMZ 1 (1983)
- Feichtlbauer, H.: Frieden ist nie ohne Risiko (14 Thesen): In: Die Furche vom 12. 5. 1982
- Furger, F.: Bewaffnet — gewaltlos? In: Wiener Blätter zur Friedensforschung 22/23 (1980)
- Groppe, L.: Bergpredigt und Landesverteidigung. In: ASMZ 10 (1982)
- Kielmannsegg, J. A. Graf v.: Referat in Königswinter 1953, abgedruckt in: Zentrale Dienstvorschrift (Zdv 10/I — Anhang)
- Korn, H.: Frieden in unseren Tagen. In: auftrag 112/113 (1981)
- Kronenberg, F.: Gerechtigkeit schafft Frieden. Referat vor der Delegiertenversammlung der kath. Verbände (BRD) 1982, abgedruckt in: auftrag 124 (1982)
- Merklein, H.: Die Ethik der Bergpredigt. Referat bei der Tagung „Friede Christi — Friede der Welt“, Wien-Strebersdorf 1982
- Pöggeler/Wien (Hrsg.): Soldaten der Demokratie, Frankfurt 1973
- Renöckl, H.: Christliche Friedenshoffnung — Wehrdienst — Wehrdienstverweigerung. Sonderdruck aus: Christlich-pädagogische Blätter 3 und 4 (1982)
- Spannocchi, E.: Versuch einer Selbstdarstellung der AKS. Referat Herbst 1970 in Melk, abgedruckt in: Christ und Verteidigung. Festschrift, Wien 1980
- Vogel, R.: Soldatisches Ethos zwischen Verteidigungsauftrag und Friedensauftrag. Vortrag bei der Tagung der Gesellschaft für politisch-strategische Studien am 23. 9. 1976 in Graz
- Weiler, R.: Wehrethos, Berufsethos, persönliches Ethos. In: Wiener Blätter zur Friedensforschung 3—4/1974
- Danzmayr, H.: „Die Allianz der Gegensätze“, Herold-Verlag, Wien 1984

I. Begriffsbestimmungen

Sicherheitspolitik

ist die Summe aller Maßnahmen, vornehmlich in den Bereichen der Außenpolitik, der Politik zur Erhaltung der Inneren Stabilität sowie der Verteidigungspolitik, zum Schutz der Bevölkerung und der Grundwerte dieses Staates gegenüber allen Bedrohungen sowie zur Aufrechterhaltung und Verteidigung seiner immerwährenden Neutralität.

Aktive Außenpolitik

Zentrale Aufgabe unserer Außenpolitik ist es, die Souveränität, Unabhängigkeit und territoriale Integrität unseres Landes zu sichern. Die österreichische Außenpolitik ist daher im wesentlichen Sicherheitspolitik und hat in dieser Zielsetzung die gleiche Bedeutung wie die Umfassende Landesverteidigung und die Erhaltung der Inneren Stabilität.

Innere Stabilität

ist der Bestand der verfassungsmäßigen Einrichtungen und die Erhaltung ihrer Handlungsfähigkeit, der demokratischen Freiheiten der Einwohner sowie die soziale und wirtschaftliche Ausgewogenheit in Österreich.

Verteidigungspolitik

Verteidigungspolitik, als ein Teil der Sicherheitspolitik, ist die Gesamtheit der Maßnahmen der ULV.

Umfassende Landesverteidigung

ist das System von Zielsetzungen, integrierten Anstrengungen und organisatorischen Strukturen im Bereich der Geistigen, Wirtschaftlichen, Zivilen und Militärischen Landesverteidigung.

II. Zielsetzung der Österreichischen Sicherheitspolitik

Ziel der Sicherheitspolitik Österreichs ist der *Schutz der Bevölkerung* und der *Grundwerte* dieses Staates gegenüber allen Bedrohungen sowie die Aufrechterhaltung und Verteidigung der *immerwährenden Neutralität*.

Unter den *Grundwerten*, deren Verteidigung eines der Ziele der Sicherheitspolitik Österreichs darstellt, sind insbesondere folgende anzuführen:

- die Unabhängigkeit nach außen und territoriale Integrität und Einheit seines Staatsgebietes;
- die Autonomie im Inneren, also die Selbstbestimmung und die Selbstgestaltung des innerstaatlichen Lebens.
- die Erhaltung der pluralistisch-demokratischen Staats- und Gesellschaftsordnung und der demokratischen Freiheiten;
- die Stärkung des Friedens im regionalen und globalen Rahmen;
- ein Maximum an Lebensqualität in allen Bereichen, verbunden mit einem möglichst hohen materiellen Lebensstandard für die gesamte österreichische Bevölkerung.

*) Zum Autor: Brigadier Heinz Danzmayr, geb. 1938, ist Leiter des Institutes für militärische Sicherheitspolitik an der Landesverteidigungsakademie in Wien.

*) Vgl. vor allem die Aussagen des II. Vaticanums sowie die „Heidelberger Thesen“ der Evangelischen Kirche Deutschlands.

*) Dem sie bedienenden Menschen muß stets zumindest die Chance eingeräumt werden, sich zu ergeben.

Die Rolle des Soldaten in *Justitia et Pax*

Norbert M. Schütz

Darüber referierte mit einer sich anschließenden lebhaften Diskussion der Ehren-Bundesvorsitzende der GKS, Oberst a.D. Georg Heymen, in einer Veranstaltung der Bonner GKS am 15. Oktober 1987.

1. Auftrag und Aufgabenstellung von Justitia et Pax

Darüber berichtete Heymen recht ausführlich. Er unterschied zwischen den Aufgaben der Päpstlichen Kommission *Justitia et Pax* und der Deutschen Kommission *Justitia et Pax*.

1.1 Päpstliche Kommission Justitia et Pax

Ihre Einsetzung geht auf das II. Vatikanische Konzil zurück. Mit der Arbeit der Kommission will die Kirche auf die bedrängenden Fragen eine Antwort geben, die sich aus Hunger, Flüchtlingselend, Mißachtung der Menschenrechte und einer über das notwendige Maß zur Verteidigung hinausgehende Hochrüstung ergeben. Die theologische Grundlage dieser Arbeit leitet sich von der christlichen Glaubensverkündigung ab, die nicht nur tröstend auf das Jenseits verweist, sondern das Engagement für Liebe und Gerechtigkeit schon hier auf Erden von allen Christen abfordert.

Die Päpstliche Kommission macht auf die bedrängenden Fragen durch Erarbeitung und Austausch von wissenschaftlichen Ergebnissen aufmerksam. Sie sollen eine Diskussion auf dem Hintergrund der katholischen Soziallehre beleben. Die Ergebnisse der Päpstlichen Kommission stehen allen gesellschaftlichen Gruppen zur Verfügung.

Die Päpstliche Kommission wurde am 6. Januar 1967 von Papst Paul VI. eingerichtet. In ihr arbeiten 24 Mitglieder und 12 Konsultoren (wissenschaftliche Berater). Zu ihnen gehören Kardinäle, Bischöfe, Priester und Laien. Ein kleines Sekretariat leistet die Vorarbeit für die in der Regel einmal im Jahr stattfindende Generalversammlung. Dadurch wird es ermöglicht, daß die Mitglieder der Kommission auf ihren angestammten Arbeitsplätzen verbleiben können.

1.2 Deutsche Kommission Justitia et Pax

Die Deutsche Kommission *Justitia et Pax* ist eine Einrichtung der Katholischen Kirche in der Bundesrepublik Deutschland. Sie hat sich auf Beschluß der Deutschen Bischofskonferenz (DBK) am 8. Dezember 1982 in Bonn konstituiert. Als Vorläufer der Kommission gelten der bisherige Katholische Arbeitskreis Entwicklung und Frieden (KAEF) sowie die Sektion Frieden, die bereits 1967 gegründet wurden. Diesen vergangenen Gremien gehörten mit unterschiedlichen Aufgaben Militärgeneralvikar Dr. Martin Gritz, Oberst Helmut Fettweis, Oberst Dr. Helmut Korn und Kapitän zur See Norbert Maria Schütz an.

Auftrag der Deutschen Kommission:

Nach einem Beschluß der Deutschen Kommission vom 19.10.1984 interpretiert sie ihren Auftrag gemäß einer „Vorläufigen Konzeption“ dahingehend, Beiträge zur praktischen Friedensarbeit der katholischen Kirche in der Bundesrepublik Deutschland zu leisten.

Aufgabe der Deutschen Kommission:

Ihre Aufgabe will sie auf der Grundlage der im Friedenswort der deutschen Bischöfe „Gerechtigkeit schafft Frieden“ vom 18. April 1983 dargelegten theologischen Aussagen leisten. Im Rahmen dessen will sie dazu beitragen, praktische kleine Schritte der kirchlichen Friedensarbeit in Gemeinden, Verbänden und Gruppen anzuregen und zu fördern. In einem für die breite Öffentlichkeit bestimmten Text zählt die Kommission weiterhin zu ihren Aufgaben, erarbeitete Erklärungen, Stellungnahmen und Empfehlungen den Parlamenten, Regierungen, Fachgremien usw. usf. zugänglich zu machen. Auf die gute Zusammenarbeit mit entsprechenden Einrichtungen der Evangelischen Kirche, gesellschaftlichen Gruppen im nationalen und internationalen Bereich sowie der Päpstlichen Kommission *Justitia et Pax* legt die Deutsche Kommission großen Wert.

Organisation und Arbeitsgebiete der Deutschen Kommission:

Die Kommission wählt aus ihrer Mitte einen mit 5 Persönlichkeiten besetzten *Vorstand*. Vorsitzender ist derzeit der Limburger Diözesanbischof Dr. Franz Kamphaus; sein Stellvertreter MinDirig. Osner aus dem Bundesministerium für wirtschaftliche Zusammenarbeit. Für das Zentralkomitee der deutschen Katholiken (ZdK) gehört dessen Generalsekretär Dr. Friedrich Kronenberg, Mitglied des Deutschen Bundestages, an.

Die *Kommission* zählt 21 Personen. Sie werden (Bischöfe, Wissenschaftler, Politiker u. a.) in Zusammenwirken von Deutscher Bischofskonferenz (DBK) und ZdK vom Vorsitzenden der DBK berufen. Nach vorangegangener Rücksprache mit Vertretern der GKS wurde auf Vorschlag von Militärgeneralvikar Dr. Ernst Niermann der Kommandierende General des I. Korps, Generalleutnant Dieter Clauß in die Deutsche Kommission berufen.

Die Kommission als Beschlussorgan von *Justitia et Pax* bedient sich zur sachkundigen Beratung eines *Beirates*. Diesem gehören 35 Personen aus verschiedenen Bereichen (Entwicklung, Mission, Politik, Bundeswehr, u. a.) an. Vorsitzender ist Weihbischof Schwarz, Trier.

Den Vorsitz der *Arbeitsgruppe Frieden* des Beirats wurde Militärgeneralvikar Dr. Niermann übertragen. Als Mitglied gehört Oberst a. D. Heymen diesem Gremium an.

Ein *Ständiger Ausschuß: Dienste für den Frieden* soll die Arbeit der katholischen Gemeinschaften und Initiativgruppen für den Frieden unterstützen und ihre spezifischen Leistungen auf diesem Gebiet gegenseitig verständlich machen. Vorsitzender dieses Ausschusses ist Militärgeneralvikar a. D. Martin Gritz. Zu den weiteren Mitgliedern zählen Dr. Niermann, MilDekan Hecker, Heymen, u. a.

2. Offene Fragen

Für die GKS ist die Arbeit der *Sachverständigengruppe Sicherheitspolitik* von besonderem Interesse. In der bereits vorzitierten „Vorläufigen Konzeption“ ist über das Arbeitsprogramm der Sachverständigengruppe wie folgt nachzulesen:

„F7: Begleitende Beobachtung und Bewertung der Sicherheitspolitik

Im Friedenswort der DBK ist das Kapitel über Friedenssicherung, besonders über Kriegsverhütung, national und international sehr beachtet worden. Da sich hier die Situation verhältnismäßig rasch ändert, ist es nötig, die vorgelegte Situationsanalyse sowie die aufgestellten Kriterien unter den besonderen Aspekten kirchlicher Friedenslehre fortzuschreiben. Dazu gehört die Frage, was die Kriterien des Friedenswortes für die sittliche Tolerierbarkeit nuklearer Abschreckung bedeuten und wie sie angewendet werden sollen. Daher wird vorgeschlagen, eine Beobachtergruppe aus Experten zu bilden, die der Deutschen Kommission Justitia et Pax und anderen kirchlichen Gremien in regelmäßigen Abständen über die Entwicklung der Sicherheitspolitik berichten.“

Gemessen an diesen Forderungen sind an Arbeit und Arbeitsergebnis der Sachverständigengruppe besondere Wertmaßstäbe anzulegen. Folglich zielten die zumeist gestellten Fragen in diese Richtung, z. B.: Wie kann angesichts der personellen Besetzung und der damit verbundenen unterschiedlichen zeit- und arbeitsintensiven Verfügbarkeit der Mitglieder der Sachverständigengruppe ein Arbeitsergebnis erzielt werden, das den gestellten hohen Anforderungen entspricht? So gibt es offenbar bei der Behandlung von wichtigen Vorgängen in der Art und Weise des Verfahrens gelegentlich Schwachstellen. Sie wirken sich besonders dann nachteilig auf die gute Zusammenarbeit aus, solange in der Sache noch kein Konsens in der Gruppe erzielt werden konnte. Darf bei dieser Situation ein „unfertiges“ Dokument weitergeleitet bzw. veröffentlicht werden? Ist bei der Verabschiedung von Dokumenten Einstimmigkeit gefordert; gibt es das Recht auf ein Minderheitenvotum? Überhaupt: Gibt es so etwas wie eine Geschäftsordnung? Und: Wo sind für die Sachverständigengruppe die Grenzen zu ziehen zwischen dem Recht und der Pflicht zu Stellungnahmen über politische Grundsatzfragen einerseits und der Verweigerung von Äußerungen zu tagespolitischen Fragen mangels Kompetenz und Autorität andererseits (Vergl. Botschaft Papst Paul VI. vom 6.6.1978 an die UNO-Abrüstungskonferenz). Immerhin ist es in diesem Zusammenhang wert, einen Passus aus der Verfassung der Päpstlichen Kommission Justitia et Pax vom 10. Dezember 1976 in Erinnerung zu rufen:

„Sie (die Kommission) sammelt und faßt zusammen, was an Studien über die Entwicklung der Völker, den Frieden, die Gerechtigkeit und die Menschenrechte, in kultureller, moralischer, pädagogischer, ökonomischer und sozialer Hinsicht, erscheint. Sie wertet diese Studien mit theologischen Kriterien und sucht dann nach Wegen, wie die gesammelten Erkenntnisse eine Hilfe werden können für das pastorale Wirken und für einen entschlosseneren Einsatz der Christen in den verschiedenen konkreten Situationen auf lokaler, nationaler oder internationaler Ebene.“

Von den 9 Mitgliedern der Sachverständigengruppe Sicherheitspolitik zählen zur Hessischen Stiftung Friedens- und Konfliktforschung 3 Personen, Pax Christi 2 Personen, Auswärtiges Amt 1 Person, Bundeswehr 3 Personen (Dipl.-Theol. Thomas Hoppe, Universität der Bundeswehr, Hamburg; Prof. Dr. Ernst-Josef Nagel, Institut für Theologie und Frieden, Barsinghausen; bislang OTL i.G. Christian Ullmann, der, wie allseits bekannt, seinen Austritt aus diesem Gremium bekanntgegeben hat). Den Vorsitz der Gruppe führt Dr. Gert Krell von der Hessischen Stiftung Friedens- und Konfliktforschung. — Das enge Ineinandergreifen beider Institutionen (Sachverständigengruppe und Hessische Stiftung) zeigt sich zum Beispiel an einem Vorgang zum Thema: Abschreckung, Rüstungskontrolle und Raketenabwehrwaffen — Zur Diskussion um die Strategische Verteidigungsinitiative (SDI) der USA. Die gleichlautende Studie wurde von Thomas Risse-Kappen einmal als Arbeitspapier der Deutschen Kommission Justitia et Pax herausgegeben und zugleich als Report der Hessischen Stiftung veröffentlicht. Thomas Risse-Kappen ist gleichzeitig Mitglied in der Sachverständigengruppe als auch wissenschaftlicher Mitarbeiter der Hessischen Stiftung.

Weitere Fragen sind nicht von geringer Bedeutung: Wem gegenüber sind die in Justitia et Pax ehrenamtlich tätigen Soldaten verpflichtet; selbstverständlich weiterhin ihrem Dienstherrn (Frage der Loyalität), der GKS als kirchlichem Verband mit dem Recht zu tagespolitischen Fragen Stellung zu beziehen, der „Amts“-Kirche, sich selbst? Inwieweit „müssen“ die in Justitia et Pax engagierten Soldaten der sachlichen Qualität der zu erstellenden Vorlagen wegen vertrauliches Material mit in die Gespräche einbringen? Wie ist in diesem Fall das legitime Sicherheitsinteresse der Bundeswehr angesichts eines verhältnismäßig großen Kreises von Personen aus verschiedenen Bereichen zu bewerten, die in der Sachverständigengruppe, Beirat und Kommission vertreten sind? Sollte man um einer höheren Effizienz wegen nicht nach einer besseren organisatorischen Lösung forschen? Um wirklich die „Karten“ auf den Tisch legen zu können, bedarf es eines mit wenigen Persönlichkeiten besetzten Vertrauenskreises unter Einschluß des Vorsitzenden der DBK. Dieser Kreis sollte allein entscheiden dürfen, was an wichtigen Aussagen zur Veröffentlichung freigegeben wird oder nicht. Dieses Verfahren hätte den unschätzbaren Wert, Veröffentlichung zu vermeiden, die es Kritikern erlauben könnte, am hohen moralischen Ansehen der Kirche Zweifel zu ziehen.

Was ist Wahrheit?

(Meine) Wahrheit ist wichtiger als Mehrheit!

Willy Trost

Nach dieser Maxime scheint die BdkJ-Hauptversammlung vom 14. bis 15. Mai 1987 in Altenberg vorzugehen, als sie die Vorlagen zu den Diensten für den Frieden diskutiert und verabschiedet. Zumindest eines wird dem als Beobachter anwesenden Vertreter der Gemeinschaft Katholischer Soldaten klar, der BdkJ ist weder über die derzeitigen Initiati-

ven in der Rüstungsbegrenzung im Bilde, noch bleibt er bei einer verständlichen, logischen Argumentation.

Was glaubt denn diese Hauptversammlung, wer an der Basis — für die diese Beschlüsse doch sicherlich gedacht sind — diese 16 Seiten ohne längere mündliche Erläuterungen und kluge Abhandlungen versteht? Bleiben werden einige wenige Schlagworte, das ethische Urteil und die Feststellungen, die auch Pax Christi so oder so ähnlich traf.

Diese bunte, jugendpolitische Versammlung folgt einigen Funktionären, die als Meinungsbildner und Wortführer glauben, die Jugend zu vertreten und ihr dafür ein fertiges, ethisches Urteil und daraus folgende Verhaltensweisen vorsetzen. Eines ist sicher, Staat und Politik, Mehrheiten und Soldaten werden genötigt, sich zur Auffassung des BdkJ zu bekehren, denn „wir alle ... (sind) ... von der Aufgabe betroffen, dieses System zu überwinden“. Obwohl sich Gewissensentscheidungen ... „jeder objektivierbaren und justiziablen Überprüfbarkeit“ entziehen, soll nun der „... Wehrpflichtige vor seinem Gewissen begründen, ob er unter den gegebenen Umständen des Abschreckungssystems den Wehrdienst ableisten darf“. Aber auch von Menschen in anderen Lebensbereichen verlangt der BdkJ ... „ähnliche Entscheidungen“ ..., z.B. für die ... „in Rüstungsbetrieben, im Gesundheitswesen oder in der Forschung bzw. auch für Steuerzahler“. Ein Schelm, wer da an Feuerstein denkt.

Eines ist klar, trotz aller Formulierungskünste, der BdkJ ist gegen Wehrdienst, gegen diese staatliche Ordnung und für eine alternative Sicherheitspolitik und das „deutliche Zeichen des Friedens und der Gewaltlosigkeit“ durch die Verweigerung des Wehrdienstes.

Für andere Länder aber gilt wohl, was auch so beschlossen wurde „Gewalt einschließendes Handeln wird ... nicht ausgeschlossen, wenn ungerechte Wirtschaftsstrukturen oder diktatorische Machtverhältnisse der Mehrheit ... Verelendung, Unterdrückung und Mißachtung der Menschenrechte einbringen...“ Dies muß wohl auch für den Bereich unseres „vermeintlichen“ Gegners gelten, aber Abschreckung vor Bedrohung und Verhinderung der Mißachtung der Menschenrechte darf nicht sein.

Der BdkJ hat viele Experten in der Ablehnung von Ordnung. Im ethischen Bereich ist man nicht nur klüger als die Bischöfe, man weiß das Richtige. Beschlossen und verkündet wird, daß „... Zivildienstleistende auch Bestandteil militärischer Planung sind“ und damit Totalverweigerer den Beistand des BdkJ verdienen, weil man ihnen deshalb „... eine Entscheidung für einen staatlichen Pflichtdienst unmöglich macht“.

Selbst der Wehrbeauftragte des Bundestages wird mit seiner Kritik an einzelnen Vorgesetzten zu der Feststellung mißbraucht „... Mißbrauch von Befehl und Gehorsam ... unzureichende Ausbildung der Vorgesetzten ... zögernde Umsetzung der Grundsätze der inneren Führung kennzeichnen immer noch das Bild des Dienstes in der Bundeswehr.“ Statt dessen fordern die Jugendvertreter „... alternative Formen der Friedenssicherung entwickeln und erproben zu können“. Wie diese aussehen und den Frieden sichern sollen,

wird nicht verdeutlicht. Gefordert wird aber die „...unabhängige Einrichtung eines neuen Dienstes für Frieden und Versöhnung“. Dafür sollen „...Wehrpflichtige, die diesen freiwilligen sozialen Dienst leisten ... der Wehr- und Zivildienstüberwachung sowie der Einbeziehung in die Planung für einen Verteidigungsfall nicht unterliegen“.

Dieser Staat, seine Politik und insbesondere die Bundeswehr sind offensichtlich das Übel schlechthin und werden nicht anerkannt als notwendige Garanten für Sicherheit, Gerechtigkeit und Demokratie, durch die solche Versammlungen und Beschlüsse erst ermöglicht werden.

Der Begriff der „Selbstabschreckung“ wird undifferenziert eingeführt und es wird einfach behauptet, daß „manche Politiker und Militärs ... die gefährliche Illusion ... nähren ... Kriege wieder führbar und gewinnbar machen zu können“. Ein wenig mehr Beachtung der sachlichen Gegebenheiten in dieser Welt und etwas weniger Pauschalurteile und -kritik wären sicher angezeigt.

Was ist zu halten von solchen Beschlüssen? Welche Konsequenzen muß unsere Kirche, müssen die Bischöfe und die Laienvertretungen hier ziehen? Wie sollen wir uns diesem Verband und seinen Repräsentanten gegenüber verhalten? Darum geht es nun! Diese Beschlüsse dürfen nicht unbeachtet bleiben. Sie müssen kritisch bewertet und beurteilt werden. Nach Meinung der GKS sind aber nun auch Folgerungen notwendig. Die Grenze des Zumutbaren bei den katholischen Soldaten und nach meiner Meinung auch der Militärseelsorge sind eindeutig überschritten. Wer sich in dieser Weise der Verantwortung für die Politik entzieht, über verantwortliche Politiker und Soldaten moralisch urteilt und die Abschreckung als Übel schlechthin darstellt, darf sich nicht wundern, wenn er bei seiner Abgrenzung plötzlich draußen steht und alleingelassen wird mit seinen der Wirklichkeit nicht entsprechenden Ansichten.

Leserbrief

Wie ist die derzeitige Sowjetische Militärpolitik?

Zu Karl-Wilhelm Becker: Sicherheit und Überraschungsangriff — Gedanken zur sowjetischen Militärdoktrin und Strategie (auftrag, Heft 165/1987, Seite 102—121)

Diesen Artikel habe ich mit Interesse gelesen. Wenn man jedoch die Entwicklung auf diesen Gebieten in der UdSSR eingehend beobachtet, dann kann man bis heute erhebliche Zweifel an einer positiven Entwicklung von Militärdoktrin und Strategie im Sinne einer friedlichen Koexistenz haben. Der sowjetische Armeegeneral Dmitri Jasof, der Ende Mai nach der Landung eines bundesdeutschen Sportflugzeuges auf dem Roten Platz die Leitung des Verteidigungsministeriums übernommen hat und Ende Juni zum Kandidaten des Politbüros befördert wurde, nahm in der Prawda vom 27. Juli zum ersten Mal öffentlich Stellung zu global-strategischen Fragen und zu den gegenwärtigen Ost-West-Beziehungen. Auf einer Konferenz der Parteiorganisation des Verteidigungsministeriums hat Jasof vor

kurzem sich ebenfalls mit den Problemen der Roten Armee kritisch auseinandergesetzt. Hierzu gehöre — so Jasow —, daß die von der Partei geforderte „Perestroika“ die kommandierenden und politischen Kader sowie den zentralen Apparat von Armee und Flotte bis jetzt noch nicht erfaßt habe. Früher entstandene negative Erscheinungen bestünden weiter fort. Maßnahmen zu ihrer Beseitigung seien nicht getroffen worden. In der Diskussion nach der Rede des Ministers wurde zugegeben, daß in den Armee-Einheiten Jahr für Jahr die gleichen Fehler und Versäumnisse vorkamen, „Formalismus“ und „Simplifizierung“ vorherrschten und die Kampfvorbereitungen vernachlässigt wurden. Der „Bürokratismus“ behalte weiter einen starken Einfluß und bremse die „Umgestaltung“. Er sei zwar mit Worten bekämpft worden, doch sei alles beim alten geblieben. Papierkrieg und unzählige Versammlungen nähmen zu, und Überzentralisierung hemme die operative Führung und jede Initiative. Die Politorgane blieben in der „Schwerkraft der Trägheit“ gefangen.

Verteidigungsminister Jasow drängte in seinen Ausführungen entschieden darauf, die Umgestaltung in der Armee zu verwirklichen, die anscheinend bei anderen Armeeführern weniger Begeisterung wecken konnte. Es genüge heute nicht mehr — so erklärte er mit indirekter Kritik an seinem Vorgänger Marschall Sokolow — Fehler und Versäumnisse zuzugeben und ihre Korrektur zu versprechen. Die „Perestroika“ erfordere in erster Linie die „Erhöhung der Rolle des Faktors Mensch“ durch Stärkung von Verantwortung, professioneller Ausbildung und Strenge der kommandierenden und politischen Kader von oben bis unten. Die „Demokratisierung des Armeelebens“ stehe keineswegs im Widerspruch zu Reglement, Befehlen und Direktiven, sondern erfordere vor allem „absolute Zuverlässigkeit bei der Erfüllung sämtlicher Aufgaben“.

Zur sowjetischen Militärdoktrin sagte Jasow, daß sie Ausdruck einer „neuen Philosophie der Sicherheit im atomaren und kosmischen Zeitalter“ sei. Sie wird nach wie vor durch die Politik der kommunistischen Parteien der Mitgliedstaaten des Warschauer Paktes bestimmt, die in dem vorstehend genannten Bericht „Wie ist die derzeitige Sowjetische Militärpolitik?“ eingehend erläutert wurde. Hierbei gab er offen zu, daß diese neue Militärdoktrin der propagandistischen Beeinflussung der Weltöffentlichkeit diene. Hierzu gehören — so Jasow — so viele Streitkräfte, wie zum Schutze eines Angriffs von außen notwendig sind, eine genügende Kampfbereitschaft, um eine Überraschung auszuschließen und die Fähigkeit „dem Aggressor eine vernichtende Abwehr entgegenzusetzen“. Da die sowjetische Seite nach wie vor den Überraschungsfaktor und den Vernichtungsschlag einschließt, hat sich auch nach den Ausführungen Jasows an den grundlegenden Ausführungen der russischen Militärdoktrin recht wenig geändert. Wie eh und je rechtfertigt der Minister mit dem Hinweis auf die „militärische Machtpolitik der NATO“ die weitere Erhöhung der Kampfbereitschaft der Sowjetarmee. Abschließend stellte er dann weiter fest, daß „die defensive Militärdoktrin des Warschauer Paktes“ keineswegs bedeute, daß die Aktionen der sowjetischen Streitkräfte „passiven Charakter haben werden“. Es sei nicht ratsam — so warnte Jason — „unsere Kräfte auf die Probe zu stellen“.

Während unsere Politiker in allen Lagern über Abrüstung und Null-Lösung diskutieren und lauthals nachdenken, stationieren die östlichen Friedensbringer — so werden sie nach einer kürzlich bekanntgewordenen Meinungsumfrage von einer Mehrheit der Bundesbürger eingeschätzt — in aller Seelenruhe — ohne daß es die westeuropäische Öffentlichkeit überhaupt zur Kenntnis nimmt — auf Eisenbahnwagen ihre neuen, hochmobilen und hochpräzisen Raketen des Typs SSX-24. Sie können — angesichts der zahllosen Tunnels im sowjetischen Eisenbahnnetz — von amerikanischen Satelliten kaum schlüssig überwacht werden und entziehen sich wohl auch einer „Verifikation vor Ort“. Sie sind nach amerikanischen Vermutungen überdies in der Lage, auch die Sprengköpfe der Mittelstreckenraketen aufzunehmen, die jetzt verschwinden sollen. Sie bedrohen natürlich ganz besonders das Gebiet der Bundesrepublik Deutschland.

Auch nach der Ansicht der Fachleute des britischen Militärverlages „Jane’s“ setzt das sowjetische Militär dem Reformkurs von Parteichef Gorbatschow in den eigenen Reihen erheblichen Widerstand entgegen. Wie am 26. September bekannt wurde, heißt es in dem vorab veröffentlichten Jahresmagazin „Jane’s Avionics 1987—88“, daß das Prinzip der zentralen Kontrolle in der Roten Armee ungebrochen sei. Glasnost finde nicht statt. Für den bundesdeutschen Beobachter ist von Interesse, daß die Autoren die sowjetische Militärforschung weitaus besser beurteilen als den Ruf, der ihr im Westen anhängt. Es gebe keinen Grund mehr, die UdSSR als technologisches Leichtgewicht hinzustellen. Sie hole in vielen Gebieten rasch auf und habe den Westen in manchen Gebieten schon überrundet. Als Beispiel nennt das Jahrbuch, daß die USA durchaus kein Monopol mehr bei der Entwicklung der „Stealth“-Technik hätten, mit deren Hilfe Flugzeuge, Raketen und andere Waffen für die Radarüberwachung praktisch unsichtbar gemacht werden sollen. Beim Bau von Landeleitsystemen für Flugzeuge auf Laser-Basis sei die UdSSR weiter als der Westen.

In der Bundesrepublik Deutschland versprechen sich — entgegen den bekannten Fakten — allzu viele Bürger und Politiker immer mehr Sicherheit durch immer weniger Waffen. Sie wollen von Waffen entblößt werden. Man kann nur hoffen, daß dieser Wunsch keine Illusion wird. Der Preis, den wir dafür zahlen müßten, wäre mehr als furchtbar.

C. Weyer, 4000 Düsseldorf

Das Maximilian-Kolbe-Werk — ein Werk der Versöhnung

Wolfgang Müller

Die Entstehung des Maximilian-Kolbe-Werkes ist unmittelbar mit dem Konzentrationslager Auschwitz verbunden. Eine Gruppe von 34 Deutschen unter der Leitung des damaligen Pax-Christi-Vizepräsidenten Alfons Erb machte sich in der Pfingstwoche 1964 zu einer Bußwallfahrt nach Auschwitz auf, die durch den gleichzeitig stattfindenden Großen Auschwitz-Prozeß angeregt wurde. Die Konfrontation mit der Unmenschlichkeit des

Hitler-Regimes führte bei den Teilnehmern zu einem ersten Zeichen der Solidarität mit den Opfern dieses Regimes. Die Gruppe verständigte sich darauf, ein Häftlingsehepaar zu unterstützen, das sie im Lager getroffen hatten. Die nächsten Empfänger der Hilfe waren Häftlinge, die im Dezember 1965 als Zeugen im Prozeß gegen den Gestapoleiter von Zakopane nach Freiburg gekommen waren.

Es dauerte fast 10 Jahre bis die damalige „Solidaritätsspende“ auf eine breitere Grundlage gestellt werden konnte. Mit Hilfe des Zentralkomitees der deutschen Katholiken gründeten 13 katholische Verbände am 19. Oktober 1973 das Maximilian-Kolbe-Werk.

42 Jahre nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges leben in der Volksrepublik Polen noch ca. 26 000 Menschen, die in Lagern interniert waren. Zehntausende Angehörige, die mit den KZ-Häftlingen gelitten hatten, leben auch heute noch in Not. Den Bedürftigsten unter ihnen wollen Deutsche durch das Maximilian-Kolbe-Werk helfen und dadurch zur Verständigung und Versöhnung beitragen. Das Motiv ist bis zum heutigen Tag geblieben: die Helfer vom Maximilian-Kolbe-Werk wollen den ehemaligen KZ-Häftlingen Sympathie, Solidarität und Hochachtung bekunden und damit ein wenig von dem, was ihnen im Namen Deutschlands angetan worden ist, wiedergutmachen.

Die Hilfe des Maximilian-Kolbe-Werkes ist vielfältig. 1986 wurden über 5 000 Einzelpersonen oder Familien mit finanziellen Beihilfen unterstützt: mit 50,— DM kann man die monatliche Rente vieler Witwen verdoppeln.

Im gleichen Jahr hat das Werk mit 17 großen LKWs 222 500 kg Geschenksendungen nach Polen gebracht und konnte damit 15 600 Personen beschenken. Die meisten Waren wurden eingekauft. 1 611 000 DM hat man dafür ausgegeben.

Weil die ehemaligen KZ-Häftlinge sehr erholungsbedürftig sind, hat man 1986 332 von ihnen zu Kuren und erholsamen Ferienaufenthalten in die Bundesrepublik eingeladen. In Polen konnten 500 Ferienplätze vermittelt werden. Die Besuche in unserem Land brachten den Erfolg, daß die Gäste ein anderes Deutschland kennengelernt haben. Ein Gast schrieb dem Maximilian-Kolbe-Werk: „Wir haben in diesen Tagen die deutsche Sprache noch einmal neu erlebt. Früher sind wir bei ihrem Klang zusammengezuckt, beim Schreien und Schimpfen. Jetzt hören wir sie anders. . . Auschwitz ist Auschwitz, heute habe ich aber keinen Haß mehr in mir. Ich habe vieles bei euch gesehen und vieles verstanden. Jetzt denke ich anders. Es ist gut, daß sie mich eingeladen haben.“

Eines der wichtigsten Aufgabenfelder des Maximilian-Kolbe-Werkes ist die Hilfe im medizinischen Bereich. Kaum einer hat ein deutsches Konzentrationslager gesund verlassen, die Lagerhaft zeigt bei fast allen ihre Spätfolgen. Die Ausgaben des Werkes für Medikamente sind beträchtlich. Die Hilfe mit Rollstühlen, Hörgeräten, Brillen o. ä. nimmt einen weiten Raum der Hilfe ein. Das Maximilian-Kolbe-Werk ist dankbar für jeden gebrauchten Rollstuhl und jedes gebrauchte Hörgerät, das es als Spende zur Verfügung gestellt bekommt.

Die materielle Hilfe, die das Maximilian-Kolbe-Werk leistet, sind kleine Pflastersteine auf dem Weg zur Versöhnung zwischen Polen und Deutschen. Friede und Versöhnung bedarf vieler kleiner und großer Zeichen. Beihilfen, Einladungen, Hilfstransporte und Medikamente sind solche Zeichen, deren Botschaft von den ehemaligen KZ-Häftlingen verstanden wird. Einer von ihnen schrieb an das Maximilian-Kolbe-Werk: „In ihrem Werk lebt die gleiche Liebe, die unseren großen Heiligen Pater Kolbe erfüllt hat. Dieses Werk arbeitet in seinem Namen. Seine segensreiche Arbeit spürt man in ganz Polen. Sie hat sehr viel zur Versöhnung und damit zur Freundschaft unserer Völker beigetragen. Wir ehemalige KZ-Häftlinge sind glücklich, diesen historischen Augenblick der Aussöhnung zwischen unseren zerstrittenen Völkern erleben zu dürfen. Die Früchte dieser Versöhnung kommen uns und unseren Enkeln zugute.“

Maximilian-Kolbe-Werk, Karlstraße 40, 7800 Freiburg, Spendenkonto: Darlehenskasse Münster, BLZ 40060265, Kt.-Nr. 3034900.

Aus GKS und PGR

Synodenaufgabe wurde mit den Laien erfüllt

Gedanken zur dritten Woche der Bischofssynode

Willy Trost

Zum ersten Mal in der Geschichte der Kirche wurde ein Soldat zum Auditor der Synode berufen. Diese Entscheidung des Papstes ermöglicht es einem Vertreter der Gemeinschaft Katholischer Soldaten, für das als internationale katholische Organisation vom Heiligen Stuhl anerkannte Apostolat Militaire International an der Bischofssynode teilzunehmen.

Aus der Vertretung für die Soldaten ergibt sich die selbstverständliche Verpflichtung, ständig Uniform zu tragen, was auch dem Papst aufgefallen ist, wie er bemerkte. Diese aus dem üblichen Rahmen einer Bischofssynode fallende Bekleidung ist auch der Anlaß für viele Gespräche mit den anderen Synodenteilnehmern und dem besonderen Interesse der Medien an dem teilnehmenden Soldaten. Die Aufgeschlossenheit und das Verständnis für die Soldaten und ihre Probleme, insbesondere auch die zusätzlichen Belastungen in der Militärseelsorge, sind bemerkenswert. Nach kurzer Zeit kann festgestellt werden, daß der Auditor in Uniform selbstverständlich geworden ist. Aufgeschlossenheit und die Bemühung um das Verständnis für die Nöte und Sorgen der anderen sind Kennzeichen dieser Synode. Die Vertreter der Laien aus allen Bereichen sind gerne aufgenommen.

Der Tag der Laienvertreter ist lang und sehr arbeitsreich. Nach dem täglichen Gottesdienst um 7 Uhr und dem Frühstück nehmen die Laien an allen Generalversammlungen als Zuhörer teil oder sie sind als Mitglieder in den „*Circuli minores*“. In diesen Arbeitsgruppen, nach Sprachen zusammengestellt, werden nun die Ergebnisse der Vorträge und Vorschläge der ersten Wochen aufgearbeitet und zu Beschlußvorlagen zu den unterschiedlichen Themenbereichen zusammengestellt. Daneben bestehen eigene Sprach- und Arbeitsgruppen der Laien, die ihre Vorstellungen und Vorschläge dem Heiligen Vater und dem Senat vortragen. Die Tätigkeit als Moderator dabei zeigt auch, daß der gemeinsame Glaube über alle sachlichen Probleme der Kultur- und Gesellschaftsunterschiede hinweg zu überraschend guten Ergebnissen und Vorschlägen führt. Die Synode geht ihrem Ende entgegen. Es gibt sehr viele Diskussionen, Gespräche und Vorschläge, die noch kein Gesamtbild ergeben, aber die Feststellung erlauben, daß die Gemeinsamkeit trotz vieler Unterschiede immer gefunden wird.

Diese Bischofssynode bleibt trotz der Erweiterung auf 230 Bischöfe und der Teilnahme von 60 Laienvertretern eben das, was ihr Name sagt: Bischofssynode. Bei ihrem Ende wird die Synode dem Papst als dem letztendlich Entscheidenden ein umfangreiches, lebendiges Bild der Kirche aufzeigen und ihm die Arbeitsergebnisse einer Synode vorlegen, die mit den Laien gemeinsam ihre Aufgabe erfüllt hat.

(Aus: L'OSSERVATORE ROMANO, Nr.: 44 — 30. Oktober 1987)

Heiligkreuztal

Laien der Katholischen Militärseelsorge von Baden-Württemberg tagten im Kloster Heiligkreuztal/Riedlingen

Wolfgang Weise

„Den Namen Gottes zu wissen ist Geschenk für das Leben. Der Mensch braucht ein Heim, in dem er mit seinen Körperlichkeiten Schutz und Geborgenheit findet. Der Mensch braucht ein DAHEIM durch ein DU. Das Glück, um einen Namen zu wissen und einen Namen nennen zu dürfen, macht seine seelische Geborgenheit und Gesundheit aus.“ Diese Worte aus dem Abschlußgottesdienst am Sonntag vom Katholischen Militärdekan Pater Fridolin Lechner begleitete die 31 Frauen und Männer Pfarrgemeinderäte bei den Katholischen Standortpfarrern und Mitglieder der Gemeinschaft Katholischer Soldaten auf ihren Weg zurück in den christlichen Alltag.

Zweimal im Jahr trifft man sich traditionsgemäß an einem Wochenende im Kloster Heiligkreuztal. Fernab vom Alltag werden so neue Impulse und Anregungen für die Arbeit als Laien unter der Ordnung Gottes gegeben.

Gemeinsam mit Herrn Peter Seif vom Bischöflichen Ordinariat Rottenburg galt es diesmal Fragen der konkreten Laienarbeit für die Gemeinde nachzugehen. Dies auch vor dem Hintergrund des Zwei-Jahresthemas 1987/1988 der Gemeinschaft Katholischer Soldaten: „Grundwerte leben“.

Nach grundsätzlichen Überlegungen zum Thema „Christ-sein“, über persönliche Gedanken und Äußerungen zu der Frage was Glaube ist, was er für den einzelnen bedeutet, wo dieser ihn trägt, ging es in die Praxis mit der bisherigen Erfahrung in der Laienarbeit. Die Arbeitsgruppen wagten nach einem Blick zurück aber auch einen Ausblick und machten konkrete Vorschläge, wo man noch handeln kann und muß. Ein breites Betätigungsfeld gibt es da noch bei der Betreuung von Rekruten und der Zuwendung für junge Familien.

Der späte Samstag Nachmittag bot dann Gelegenheit für den Vorsitzenden der Gemeinschaft Katholischer Soldaten (GKS) in Baden-Württemberg, Oberstabsfeldwebel Otto Murgas, Informationen zu geben und Erfahrungen auszutauschen. Den Abend beschloß ein Rosenkranz im Kreuzgang des Klosters, der bei allen einen tiefen Eindruck hinterließ.

Murnau

Bergmesse

Horst Künzel

Am Sonntag gehen wir zur Bergmesse!

Warum eigentlich?

Warum nehmen alljährlich Hunderte von Frauen und Männern, Kinder und alte Leute, Katholiken und Nicht-Katholiken, die für manchen doch ungewohnten Strapazen einer Bergwanderung auf sich, um an einem Gipfelkreuz miteinander Eucharistie zu feiern — oder dabei zuzusehen? Was bewegte die Menschen, die sich auch dieses Jahr wieder auf dem Jochberg versammelten? Ist es die herrliche Natur unserer Berge, die der Blick bietet,

wenn er hinüber wandert zum Herzogstand oder zur Benediktenwand, hinunter zum Walchensee oder hinaus in die Weite der Seenplatte des Voralpenlandes?

Ist es das Gefühl, sich mal wieder beweisen zu müssen, daß man noch fit ist?

Ist es die deftige Brotzeit mit Tiroler Speck, mit Kaminwurzeln und Bergkäse oder der Kaiserschmarrn, die frische Halbe oder der gute Rote, der anschließend beim gemütlichen Beisammensein beim Pauli auf der Jocher-Alm winkt?

Ist es das Zusammensein mit guten Freunden bei gemeinschaftlichem Erlebnis?

Ist es die feierliche Umrahmung des Gottesdienstes durch die Obersöcheringer Blasmusik?

Ein bißchen all das mag mitschwingen im Unterbewußtsein, wenn man den Entschluß faßt, dabeizusein.

Aber das alles ist es nicht, was letztendlich den Ausschlag gibt. Der Mensch fühlt, wie sehr er in der Hektik unserer Tage der Ruhe bedarf, des Innehaltens, der Besinnung, der Stille, wie unser Militärfarrer Dr. Roeder bei seiner Predigt ausführte. Und wer die Natur liebt, die Berge, wer gar schon an einer Bergmesse teilgenommen hat, der weiß, daß er all das findet in der Stille der Natur, umgeben von der majestätischen Größe der Bergwelt. Hier wird ihm das Herz weit, so weit, daß er sogar in sich selbst hineinschauen kann; ein Blick, der ihm sonst so oft verstellt ist.

Es muß schon der Herrgott seine Freude an diesem Tun haben: Denn nirgends kommen die Gebete inniger, nirgends klingen die Lieder heller und klarer aus den gereinigten Lungen, nirgends fühlt man sich dem Schöpfer all dieser Herrlichkeiten ringsum näher als bei einer Messe am Gipfelkreuz.

Auch der Professor aus Israel, jüdischen Glaubens, konnte sich dieses Eindrucks nicht erwehren: Es war sein schönstes Erlebnis und krönender Abschluß seines Urlaubs in Bayern.

Und so soll es weiter voller Inbrunst hinaus ins Tal klingen:

„Gott mit Dir, Du Land der Bayern“ und:
„Ehre, Ehre seit Gott in der Höhe!“

Hammelburg

Eva Albert

Zwischen der Kath. Militärgemeinde Christkönig im Lager Hammelburg und der Kath. Gemeinde der amerikanischen Streitkräfte in Schweinfurt haben sich die freundschaftlichen Beziehungen in den letzten Jahren verstärkt.

So war am Sonntag, den 25. Oktober 1987, die Kath. Militärgemeinde Gast der Amerikaner. Mit einem Bus fuhr man nach Schweinfurt in die Kaserne zu einem echten amerikanischen Barbecue. Gegen den Regen und die schon herbstliche Kühle waren Zelte rund um den Grill aufgestellt. Die Hammelburger Gäste wurden mit Steaks, Bratwurst und Hamburgern verwöhnt; dafür hatten sie für ein Salatbüffett gesorgt.

Kuchen und Kaffee spendierten die amerikanischen Frauen, besonders lecker war ein Freundschaftskuchen mit den Flaggen der beiden Staaten in Zuckerguß, den die beiden Geistlichen gemeinsam anschnitten. P. Jack Ryan begrüßte die deutschen Gäste und Mil.-Pfarrer Wolfgang Witzgall bedankte sich für die Einladung und die herzliche Gastfreundschaft mit einem Bierkrug.

Gemeinsam wurden ein paar nette Stunden verlebt, es entwickelten sich rege Gespräche zwischen Gastgeber und Gästen. Ferner tauschte man auch Adressen für weitere Kontakte aus.

Donauwörth/Eichstätt

Tag der Begegnung

Deutsche und amerikanische Familien beten für den Frieden

Kurt Unglert

Zu einem gemeinsamen Gebets- und Informationstag für den Weltfrieden hatte die Gemeinschaft Katholischer Soldaten (GKS) des Bundeswehrstandortes Donauwörth, deutsche und amerikanische Soldatenfamilien eingeladen.

Nach der Fahrt durch das herrliche Altmühltal versammelten sich amerikanische und deutsche Soldatenfamilien um den Altar der Schutzengelkirche in Eichstätt, um in einer gemeinsamen Eucharistiefeier für den Weltfrieden und die Verständigung unter den Völkern zu beten. Die Heilige Messe zelebrierte der Standortpfarrer von Neuburg/Donauwörth, Pfarrer Geog Kestel, zusammen mit dem amerikanischen Militärgeistlichen aus Augsburg, Colonel Piscurra. Lesung und Verkündigung des Evangeliums erfolgten zweisprachig.

Anschließend übernahm der Subregens des bischöflichen Priesterseminars in Eichstätt, Herr Schattenhofer, die Führung. Neben dem Besuch der Willibald-Ausstellung vermittelte er einen guten Überblick über den strukturellen Aufbau und die Aufgabe des Priesterseminars. In seiner teilweise auch in englischer Sprache durchgeführten Einweisung gab er so ganz nebenbei einen Überblick über die historische Bausubstanz des Priesterseminars von der Gründung bis zum jetzigen Zeitpunkt. Die von vielen Müttern geäußerten Besorgnisse bezüglich Unterbringung und Betreuung im Seminar waren nach der Hausführung und dem von den Küchenschwestern zubereiteten Mittagessen restlos ausgeräumt.

Die unter fachkundiger Leitung stattfindende Besichtigung des Diözesanmuseums und der ehemals Fürstbischöflichen Residenz ließ den Nachmittag schnell verstreichen. Nach der Rückkehr zum Ausgangspunkt Donauwörth äußerte sich der Kommandeur des Fernmeldebataillons 220, Oberstleutnant Uwe Baumert, dahingehend, daß die Symbolkraft einer mit einem Gottesdienst beginnenden und mit Informationen über die Grundwerte des christlichen Abendlandes weitergeführten deutsch-amerikanischen Veranstaltung allen Teilnehmern hilft, die Andersartigkeit auszugleichen und das Gemeinsame zu suchen. Er begrüßte die Initiative der GKS, die Patenschaft des Fernmeldebataillons 220 mit dem 204th Military Intelligence Battalion auch auf Kontakte im religiösen Bereich auszudeh-

nen. Die Patenschaft erfülle nur ihren Zweck, wenn sie mit Leben und Aktivität die Menschen beider Nationen verbinde. Deshalb, so schloß er seine Rede, bedeutet Patenschaft den anderen kennenlernen, seine andersartige Kultur und Lebensart zu ergründen, um letztlich notwendige Kompromisse schließen zu können, um sich zu verstehen.

Dem Sprecher des GKS-Kreises Donauwörth, Hauptfeldwebel Kurt Unglert, überreicht Oberstleutnant Baumert, als Dank für gute Organisation und Durchführung eine von ihm geschaffene bataillonsinterne Auszeichnung „Blauer Elefant“, als Symbol für harte Arbeit, dicke Haut und Feinfühligkeit.

Zum Abschluß bedankte sich der Sprecher der Gemeinschaft Katholischer Soldaten, Hauptfeldwebel K. Unglert, bei allen Teilnehmern für ihr Interesse und Engagement. Herrn Oberstleutnant Baumert mit seiner Gattin sowie den Patenschaftsoffizieren, Hauptmann Jörg Assel und Leutnant Werner Karg und der Vertreterin der US-Armee 1 St Lieutenant Lou Cunningham, sprach er den Dank aller Teilnehmer aus. Immer dann, wenn die Sprachbarriere zu einem Hindernis wurde, sprangen sie als Dolmetscher ein und sorgten dafür, daß dieser Tag ein echter Tag der Begegnung wurde.

Hammelburg

Eva Albert

Wieder einmal war das Hotel „Hans Veit“ in Rothenkirchen im Frankenwald vom 16. bis 18. Oktober 1987 Treffpunkt für elf Familien der Kath. Militärgemeinde aus Hammelburg zu einem religiösen Wochenende.

Am Freitagabend machten sich die Familien miteinander bekannt und man saß gemütlich beisammen.

Am Samstagvormittag führte Mil.-Pfarrer Wolfgang Witzgall in zwei Referaten in das Thema „Entstehung der Heiligen Messe“ und „Aufbau der Heiligen Messe“ ein. Eine rege Diskussion schloß sich den Vorträgen an.

Währenddessen waren die Kinder nicht untätig: Die Jungen und Mädchen bastelten und spielten unter der Anleitung einer Betreuerin.

Nach dem Essen sollte eine gemeinsame Wanderung stattfinden, die leider dem trüben und regnerischen Wetter zum Opfer fiel. Alle hatten Gelegenheit, sich gründlich auszuruhen und dann beim Kaffee gemütlich zusammensitzten.

Der gemeinsame Familiengottesdienst am Sonntag stand unter dem Motto: „Gegen den Strom schwimmen.“ Anhand der Lebensgeschichte des Heiligen Thomas Morus, der unter Hingabe seines Lebens „gegen den Strom schwamm“, zeigte Wolfgang Witzgall den Kindern auf, wie sich christliches Leben gestaltet. Umrahmt wurde der Gottesdienst von modernen Liedern mit Gitarrenbegleitung.

Nach dem Mittagessen fuhren die Familien nach Hammelburg zurück.

St. Meinolf/Möhnesee

Wehrbereichskonferenz der GKS im WB III, 18./20. September 1987

Ferdinand J. Schnorr

Die Rolle der Katholischen Soldaten in der aktuellen Friedensdiskussion und die Bedeutung christlicher Grundwerte, aufgezeigt am Beispiel des Grundgesetzes, sowie die Neuwahl des Vorstandes waren Arbeitsschwerpunkte der Delegierten der Wehrbereichskonferenz der GKS im Wehrbereich III in St. Meinolf/Möhnesee, an der auch der neue Bundesvorsitzende der GKS – Oberstleutnant Paul Schulz – teilnahm.

Dr. Buchbender von der Akademie der Bundeswehr für Psychologische Verteidigung in Waldbröl referierte mit Schwung und Begeisterung über die Akzeptanz der Sicherheitspolitik und zur Kontroverse der GKS mit PAX CHRISTI und BDJ über Frieden und Abrüstung. Im interessanten Rollenspiel, mit Argument und Gegenargument, übernahm er dabei auch einmal selbst den Part des „Advocatus diaboli“, um die verschiedenen Techniken (und auch Tricks) der Argumentation zu demonstrieren.

Aus der Fülle der einschlägigen Literatur stellte Dr. Buchbender den Delegierten 14 Regeln für die praktische (Gegen-)Argumentation als Leitfaden für den Umgang der GKS vor Ort mit PAX CHRISTI/BDJ zur Verfügung.

Prälat Hermann-Josef Kusen, Wehrbereichsdekan III, nahm wiederum das Leitthema der Zentralen Versammlung 1987 „Unser Einsatz für die Grundwerte – gelegen oder ungelegen“ auf und sensibilisierte die Delegierten (und ihre Ehegatten), die verbrieften Grundrechte in der Öffentlichkeit engagierter einzufordern. Am Beispiel des § 218 StGB verdeutlichte er z. B., wie sehr Artikel 2 Abs. 2 Grundgesetz „...Recht auf Leben...“ und Verfassungswirklichkeit im praktischen Alltag auseinanderzudriften drohen, ohne daß bemerkenswerte Betroffenheit bei den Menschen in unserem Lande erkennbar wird.

Hier appellierte Prälat Kusen ganz besonders an die Verantwortung der Katholischen Eltern, auf Grundrechte und Grundwerte nicht aus Gleichgültigkeit heraus zu verzichten. Abschließend bestätigte die Wehrbereichskonferenz für die nächsten zwei Jahre Oberstleutnant Karl-Heinz Tenschert im Amt des Vorsitzenden und Hauptfeldwebel Horst Beulmann als Stellvertreter im Vorstand der GKS im Wehrbereich III.

Bei Wehrbereichs- und Arbeitskonferenzen im Wehrbereich hat sich positiv ausgewirkt, daß jeweils die Ehegatten/Kinder der Delegierten im Rahmen verfügbarer Unterkunstmöglichkeiten teilnehmen können. Für sie wird ein kleines Nebenprogramm eingeplant. Gute Organisation macht es dabei möglich, nach abgeschlossener Sacharbeit, auch die Ehegatten für ein gemeinsames Thema „Glaubensreferat – Grundwerte für ein menschenwürdiges Zusammenleben“ zu gewinnen. Das kameradschaftlich Gesellige braucht auch nicht zu trocken zu bleiben. Dafür sorgt stets mit rheinischer Frohnatur Wehrbereichsdekan Kusen und die Vielfalt und das Naturell der Teilnehmer und Teilnehmerinnen.

So wundert sich auch kein männlicher Delegierter mehr darüber, wenn mit weiblicher (Un-)Logik aus gesundheitlichen Gründen auf den Genuß von Fleisch energisch verzichtet wird, dafür aber um so mehr das „Rauchopfer“ dargebracht wird!

Die nächste Wehrbereichskonferenz im WB III wird vom 6./8. Mai 1988 in St. Meinolf/Möhnesee stattfinden, zu der logisch, schon jetzt die Kreise der GKS herzlich eingeladen sind.

Munster

Der Wert der deutschen Sprache

Hans Stilbach

Die deutsche Sprache ist unser persönliches Ausdrucksmittel in Wort und Schrift. Mit Hilfe der Sprache können wir uns verständlich machen und auch andere Menschen verstehen. Sprache, Redegewandtheit und Ausdruckskraft können im guten wie im schlechten Sinne ungeheurere Bedeutung gewinnen. Sie haben Revolutionen ausgelöst. Als Beispiel für die mitreißende Kraft der Sprache können Lenin und Hitler, Martin Luther und Billy Graham genannt werden.

Für uns sollte es selbstverständlich sein, daß wir uns klar und deutlich auszudrücken bemühen. Die deutsche Sprache ist so reich an Worten und Ausdrucksmöglichkeiten, daß wir es gar nicht nötig haben, in so großem Umfang Fremdwörter zu gebrauchen, wie es heute in vieler Hinsicht üblich geworden ist.

Natürlich gibt es Gebiete der Wissenschaft, der Technik und der Naturkunde, wo zum Zwecke der internationalen Verständigung eine einheitliche Sprachregelung notwendig ist. Hier können die Gebiete der Medizin, der Flugverkehr und das Rettungswesen angeführt werden. Auch international gebräuchliche Bezeichnungen, z. B. der Tier- und Pflanzenkunde und in der Musik sind sinnvoll.

Man kann aber auch feststellen, daß in unserer täglichen Umgangssprache vor allem nach dem Kriege allzu viele Worte und Begriffe besonders aus der englischen Sprache übernommen wurden. Tanz- und Unterhaltungskapellen tragen zumeist englische Namen. Auch im gesellschaftlichen Leben wird unsere Sprache immer mehr überfremdet. Man geht zu einer Party, nimmt einen Drink, Künstler geben sich fremdländisch klingende Namen, um besser „anzukommen“. Es gibt keinen ersichtlichen Grund, weshalb man junge Menschen als Teenager und Twens bezeichnet oder weshalb ein Schwimmbecken im Garten ein Swimming Pool sein muß. Man könnte lange Listen aufstellen von Worten, die heute in unserem Sprachgebrauch immer wieder auftauchen, deren Sinn aber manche Menschen gar nicht verstehen. Auch hier sind einige Beispiele von häufig verwendeten Fremdwörtern anzuführen:

Akribie, Nostalgie, Eskalation, Integration, Frustration, Floating, Shop, Boutique, Prognose, Euphorie, Designer, flexibel, adäquat, progressiv, relevant, audio-visuell.

Natürlich gibt es im deutschen Sprachgebrauch auch Worte, die im Laufe der Zeit in unseren Sprachschatz eingegangen sind, weil hierfür schwer ein passendes Wort zu finden ist. Ebenso sind auch deutsche Worte in andere Sprachen übernommen worden. Aber das sollten doch Ausnahmen bleiben. Wir sollten unsere schöne deutsche Muttersprache lieben, aber auch andere Sprachen achten und zu verstehen suchen, wir sollten sie jedoch nicht mit unserer deutschen Sprache vermengen!

Jagsthausen

Für Völkerverständigung und Freundschaft

Großmeister K.H. Steger zeichnet Amerikaner und Deutsche aus

Neue Initiativen des Ordens Cordon bleu du Saint Esprit in der Götzenburg in Jagsthausen

Wolfgang Altendorf

Die weltweiten Initiativen des traditionsreichen Ordens Cordon bleu du Saint Esprit, der unter seinem Großmeister K.H. Steger (Landau) Hoteliers und Gastronomen in der Bundesrepublik Deutschland und im Ausland umfaßt, erreichte auf der Götzenburg in Jagsthausen einen neuen Höhepunkt. Im Rahmen der Völkerverständigung und Freundschaft, insbesondere zwischen den Vereinigten Staaten und der Bundesrepublik, zeichnete der Orden bei Anwesenheit von fast achtzig Mitgliedern und Ehrengästen unter anderem Generalleutnant Chambers (vom 7. US-Corps in Stuttgart), den Staatssekretär im Innenministerium des Landes Baden-Württemberg Ruder und den Vice-Präsidenten des Europa-Parlamentes Siegbert Alber mit der Ehrenritterwürde aus und verlieh ihnen gleichzeitig seine höchste Auszeichnung, die Euro-Culinaria-Medaille. General Schild vom Wehrbereichskommando V (Stuttgart) erhielt als erster die neugestiftete Erinnerungsmedaille an die seit 25 Jahren währende, von de Gaulle und Adenauer begründeten Freundschaft zwischen Frankreich und der Bundesrepublik Deutschland, wie sie in diesem Jahr gefeiert werden kann und wie sie besonders auch seither von Cordon bleu du Saint Esprit aufgegriffen und gepflegt wird.

Wie keinem anderen gelang es Großmeister Steger in jahrelanger, häufig auch mühevoller Kleinarbeit, seine Idee der den Frieden stützenden Freundschaftsverbindungen zu Gleichgesinnten in aller Welt zu realisieren. Er nutzt dabei die gesellschaftlichen Normen, die auf hohem Niveau die wichtigsten internationalen Vertreter von Politik, Wissenschaft, Kultur und Wirtschaft zusammenbringen, wie das auch und wiederum in Jagsthausen besonders deutlich wurde. Er weitet diese Initiativen darüber hinaus zu direkt wirksamen Hilfen für Notleidende in der Welt aus, denen auf Grund seiner Verbindungen vor allem rasch und unbürokratisch die dringend benötigten Unterstützungen zukommen. Seine universal geknüpften, meist auch persönlichen Freundschaften, geben seinem Engagement jene Atmosphäre, die über dem Organisatorischen die menschliche Note spürbar werden läßt. Die Soireen sind zudem gesellschaftliche Ereignisse von Rang, von denen für die Förderung der gastronomischen Arbeit in Europa neue und nicht zu unterschätzende positive Impulse ausgehen.

Poing

Auf den Spuren altbayerischer Frömmigkeit

Heimatkundliche Kirchenfahrt ins Tegernseer Tal

Arthur Schopf

Unser schönes Bayernland ist nicht nur an Naturschönheiten gesegnet, es ist auch an religiösen Kunstschätzen sehr begütert. So lohnt sich eine Fahrt in das Tegernseer Tal mit seinen vielen sehenswerten Kirchen.

Da finden wir in Wilparting bei Irschenberg eine Kirche, die den beiden irisch-schottischen Heiligen Wanderbischof Marinus und seinem Diakon Anianus geweiht ist und aus der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts stammt. Die in bienenförmiger Form geschmiedete Kirchenglocke aus dem Jahre 900 zählt zu den ältesten Glocken Altbaierns.

Auf der Weiterfahrt liegt an der Tegernseer Straße in St. Quirin eine um 1450 erbaute, spätgotische, später barock umgebaute Wallfahrtskapelle, die dem Hl. Quirin geweiht ist und eine alte, sehr gut erhaltene Orgel besitzt.

Um 746 gründeten die beiden Brüder Adalbert und Oatker aus dem hochadeligen Geschlecht der Huosi das Kloster Tegernsee — hier sind die Reliquien des Hl. Quirin aufbewahrt — das sich zum bedeutendsten Benediktiner Kloster Bayerns entwickelte. Ende des 17. Jahrhunderts ließ Abt Bernhard Wenzel die Kirche umbauen, wobei die Freskengemälde von Johann Georg Asam, dem Vater der späteren, noch berühmter gewordenen Söhne Cosmas Damian und Egid Quirin, ausgeführt wurden. Das durch die Säkularisation aufgehobene Kloster wurde 1817 von König Max I. Joseph erworben und als Sommerresidenz eingerichtet. Heute ist nach grundlegender Renovierung des Gebäudes ein Gymnasium und ein Heimatmuseum darin untergebracht worden.

Vom Tegernsee aus machen wir einen Abstecher nach Kreuth, wo wir die Leonhardi-Kapelle mit wertvollen gotischen Figuren besuchen. Sehenswert ist auch die kleine Heilig-Kreuz-Kirche am Alten Badhaus in Wildbad Kreuth, die 1707 geweiht wurde und eine große Kreuzigungsgruppe aus dem 18. Jahrhundert besitzt, bei der Jesus echte Menschenhaare trägt.

Die letzte Station dieser Heimatkundefahrt ist Georgensried. Als während der Hunnenzeiten der damalige Grundherr vorübergehend verschwand, gelobte seine Frau Agathe die Errichtung von drei Kapellen, falls sie ihn wiederfände. Da dies geschah, kam es zur Gründung der Kirchen in Georgensried, Agathenried und Frauenried. Georgensried, eine Filialkirche der Pfarrkirche in Gmund am Tegernsee — erstmals 1291 als „Ried“ erwähnt — gehört zu den schönsten, spätgotischen Gotteshäusern in weitem Umkreis und ist wegen seiner überdurchschnittlich qualitätvollen Holzskulpturen, die mit ihrem Gebärdenreichtum charakteristische bayerische Plastik darstellen, eine Überraschung für jeden Kunst- und Heimatfreund.

Bonn

Der alljährliche ökumenische Gottesdienst, den der evangelische und der katholische Standortpfarrer in brüderlicher Gemeinschaft um die Feiertage — Reformationsfest — Allerheiligen — feiern, hat inzwischen Tradition. Zum fünften Mal trafen sich die Gemeinden am 3. 11. in der Mehrzweckhalle des Sicherungs- und Versorgungsregiments des Verteidigungsministeriums auf der Hardthöhe. Im Mittelpunkt des Gottesdienstes stand der Gedanke „Leben in Frieden, Freiheit und Sicherheit“.

Die Militärdekane Hartmut Engelmann (evgl.) und Manfred von Schwartzberg (kath.) stellten in Predigt und Wortauslegung die verbindende Kraft Jesu Christi über die Unterschiede katholischen und evangelischen Glaubens. So konnte die große Gemeinde die In-

tion „Frohe Befreiung — Dankbarer Dienst“ aus innerem Herzen mitvollziehen. Der Gospel-Chor „Stapellage“ stimmte durch seine ausdrucksstark vorgetragenen Spirituals und Gospels die Gläubigen auf das Geheimnis des christlichen Glaubens, der Befreiung aus der Sünde, ein.

Neben den zahlreichen Gläubigen schlossen sich den betenden Gemeinden an: Superintendent Rolf Schießmann, die Bezirksvorsteher Peter Riegel und Gerhard Lorth, sowie der Wehrbeauftragte Willi Weiskirch.

Unter den Soldaten sah man viele hohe Dienstränge aus dem Ministerium.

Wer um die Probleme ökumenischer Gottesdienste weiß, kann immer wieder froh sein, wenn es gelingt, eine Form zu finden, die dem Glaubensverständnis der Angehörigen beider Konfessionen Rechnung trägt. Die Veranstaltung auf der Hardthöhe zählen zu den ermutigenden, tastenden Schritten aufeinander zu.

H.F.

Bad Neuenahr-Ahrweiler

GKS im Lambertus-Haus

Peter Groß

Im Lubertus-Haus, auch „Burg Lantershofen“ genannt, war unser Kreis anlässlich seines Novembertreffens zu Gast. In diesem „Priesterseminar des zweiten Bildungsweges“ erwerben junge Männer, die eine abgeschlossene Berufsausbildung und ein Lebensalter von mindestens 25 Jahren aufweisen müssen, auch ohne Abitur in einem vierjährigen Philosophie-Theologiestudium das theoretische Rüstzeug für ihren späteren Beruf. Nach einer weiteren zweijährigen praktisch-pastoralen Ausbildung in ihren Heimatbistümern können sie dann nach insgesamt ca. 6 Jahren Vorbereitung zum Priester geweiht werden. Fast alle deutschen Diözesen und viele Orden haben Kandidaten in dieser in Deutschland einmaligen Ausbildungsstätte nahe Bad Neuenahr-Ahrweiler.

Manche der in der Burg studierenden Alumnus und Fratres waren vorher Berufs- oder Zeitsoldaten gewesen und so mit unserem Kreis ganz selbstverständlich in Verbindung gekommen. Was lag also näher, als dort einmal einen offiziellen Besuch zu machen.

Zwei Ziele standen im Mittelpunkt des Treffens, das mit einer Teilnehmerzahl von ungefähr 30 von jeder Seite eine erstaunliche Resonanz fand: Information und Diskussion.

Im ersten Teil berichtete der Sprecher über Ziele und Wege der GKS und die Aktivitäten unseres Kreises und der Regens des Lambertus-Hauses stellte seine Institution eingehend dar.

Den längeren zweiten, der Diskussion und Aussprache gewidmeten, Teil leitete ein Statement eines Vertreters der Soldaten ein, in dem auf die Entwicklung der Ansichten in der evangelischen und neuerdings auch katholischen Kirche hingewiesen wurde. Am Anfang der Bundeswehr eine einmütige Befürwortung des militärischen Dienstes als verdienstvoller Arbeit der Friedenssicherung, in der Folgezeit eine immer größere Distanz zu den Streitkräften, bis hin zu Bekundungen einzelner Geistlicher oder Verbände beider Kir-

chen heute, die Kriegsdienstverweigerung sei „eine ethisch gebotene Handlungsweise“, sie „das deutlichere Zeichen“. Wann, so die bewußt provozierende abschließende Frage, sei die Zeit gekommen, da christliche Soldaten als „öffentliche Sünder“ eingestuft würden, eine Frage sicherlich mit gutem Grund an zukünftige Priester als wichtige Basis der Kirche von morgen gestellt.

Gleich vorweggenommen sei, es gab auf diese Frage — niemand hatte dies auch allen Ernstes erwartet — keine Antwort, aber es gab, und das war ja das Ziel gewesen, eine angeregte, oft fast leidenschaftliche Diskussion. Deutlich wurde:

- Priester der Zukunft, ganz besonders unsere Gesprächspartner mit umfangreicher außerkirchlicher Lebenserfahrung, sind nicht mehr, wie die der Vergangenheit, Verkünder einheitlicher, festgefügtter Wahrheiten mit absoluten Glaubens- oder Gehorsamsanspruch, sondern eher individuell geprägte Berater in persönlichen Gewissensentscheidungen des Einzelnen, nicht mehr die herrischen, wortgewaltigen Ränder auf den Kanzeln über den Köpfen Tausender, sondern Hirten in Herden, denen sie nachlaufen müssen, und mühsame Arbeiter im Bereich klein gewordener Häufchen von Getreuen oder mehr noch im Bereich der Randgruppen Gefährdeter und sozial Benachteiligter.
- Christliche Soldaten heute und in der Zukunft werden mehr auf sich selbst gestellt sein, wenn es darum geht, den Sinn ihres Dienstes zu verdeutlichen, eines Dienstes im Dilemma zwischen Verteidigung der Freiheit und der möglichen atomaren Selbstzerstörung der Träger dieser Freiheit, im Dilemma zwischen den heute „gerade noch ethisch gerechtfertigt“ und morgen vielleicht schon „moralisch unerlaubt“.

Diesen möglicherweise etwas subjektiv gefärbten und viele andere Erkenntnisse machten die Aussprache zu einem für beide Seiten fruchtbaren Forum.

Diese Auffassung wurde nachdrücklich gestützt durch den zum Abschluß vom Regens geäußerten Wunsch nach einer Fortsetzung der Kontakte in nicht zu ferner Zukunft. Der gute Wille dazu auf beiden Seiten ist vorhanden.

Heiligkreuztal

Arbeitskonferenz 2/87 beim Katholischen Wehrbereichsdekan V vom 16. bis 18. Okt.

Georg Strobl

30 Männer und Frauen folgten als Vertreter ihrer Militärpfarrgemeinde und Kreise der Gemeinschaft Katholischer Soldaten (GKS) der Einladung ihres Wehrbereichsdekans und des Vorsitzenden der GKS an den ihnen bereits vertrauten Tagungsort.

Die Arbeitstagung hatte das Thema: „Die Aufgaben der Laien in der Kirche. Was können wir konkret im Kirchengemeinderat tun?“

Herr Peter Seif vom Bischöflichen Ordinariat Rottenburg, als Referent geladen, ließ im Rahmen von Arbeitsgruppen Erfahrungen der Teilnehmer sammeln und Vorschläge erarbeiten, die dann im Plenum vorgetragen und erörtert wurden.

Als vorläufiges Ergebnis konnte festgestellt werden:

Grundsätzliches

- Die Militärpfarrgemeinden sind örtlich unterschiedlich strukturiert (Wohnlage, vorhandene zivile Gemeinden, Größe der Standorte). Die Schwerpunkte der Aufgaben sind verschieden.
- Die Militärpfarrgemeinden sollen nicht als Konkurrenz zu den örtlichen zivilen Gemeinden versanden werden, im Gegenteil.
- Soldaten und Frauen der Soldaten sollen in den Ortsgemeinden mitwirken, auch dann, wenn Vorbehalte der „Einheimischen“ zu spüren sein sollten. Vorbehalte beruhen meist auf Unkenntnis der Stellung der Soldaten zur und in der Kirche.

Besondere Aufgaben der Militärpfarrgemeinderäte

- Unterstützung des Militärpfarrers oder des Pastoralreferenten
 - Vorbereitung/Durchführung von Gottesdiensten und religiösen Vorhaben
 - Vorbild zur Teilnahme an den Standortgottesdiensten und Arbeitsgemeinschaften, auch dann, wenn dienstliche Belange es erschweren.
- Kontaktpflege zu den örtlichen Gemeinden und kirchlichen Verbänden. Aufklärung über die Existenz und Aufgaben der Militärpfarrgemeinden und der GKS.
- Einweisung heranstehender Wehrpflichtiger in den Pfarrgemeinden/Verbänden vor Antritt des Wehrdienstes in die Militärseelsorge. Anregung für die Mitarbeit, nicht „untertauchen“ während des Wehrdienstes.
- In geeigneter Weise dafür sorgen, daß die Zeichen der Militärseelsorge in Heimen/Gemeinschaftsräumen einen Platz bekommen.
- Beispielhaftes Verhalten im und außer Dienst
 - Verwirklichung der christlichen Nächstenliebe unter Soldaten durch entsprechendes Verhalten als Vorgesetzter und Untergebener (Innere Führung ernst nehmen)
 - Fachliches Können und Verantwortungsfreude zeigen und bestätigen.
 - Den Beweis antreten, daß christliche Tugenden soldatischen Tugenden nicht widersprechen müssen (Bescheidenheit, Treue, Wahrhaftigkeit, Ehrfurcht, Tapferkeit usw.).

Der Wehrbereichsvorsitzende der GKS, StFw Otto Murgas berichtete im weiteren Verlauf der Tagung über die Zentrale Versammlung 1987 und über die Arbeit der Sachausschüsse im Bundesvorstand. Es wurde beschlossen, zur Belebung der Arbeit in den Kreisen eine Arbeitstagung in Stuttgart durchzuführen.

Die Tagungsteilnehmer freuten sich besonders über die Nachricht, daß ihr Wehrbereichsdekan Pater Lechner mit dem Bundesverdienstkreuz ausgezeichnet wurde. Sie gratulierten ihm dazu von Herzen und mit dem Dank für die schönen Stunden in Heiligkreuztal, die durch seine ganz persönliche Art immer wieder besonders bereichert werden.

Beim traditionellen Rosenkranz im Kreuzgang (Dekan Lechner bei seiner Einführung: „Man hat den Eindruck, viele Generationen vor uns gehen mit“) und gemeinsamen Got-

tesdienst schöpften die Teilnehmer Kraft und Hoffnung für die weitere Arbeit in den Gemeinden und Kreisen bis zur nächsten Tagung im März 1988.

Das Opfer (Kollekte) bei der Hl. Messe wurde für kranke und verwundete portugiesische Soldaten im Krankenhaus in Hamburg bestimmt.

Aus der nahen und weiten Welt

„Die Not kennt keine Grenzen mehr“

Ein steter Strom von Flüchtlingen sickert nach Südafrika

Karl Breyer

Unser Korrespondent Karl Breyer fuhr zur Grenze zwischen Südafrika und Mocambique. Er sprach mit dem Südtiroler Missionar Karl Kuppelwieser, der zwischen dem Homeland Kangwane und dem Königreich Swasiland Tausende Flüchtlinge betreut. Er unterhielt sich lange mit dem fast 85jährigen Vater Franz Morscher, der gerade von einer 30 km langen Tour entlang der Grenze zurückgekehrt war und nach dem Genuß einer selbstaufgebrühten Tasse Kaffee erschöpft zu Bett ging. Zahlreiche schwarze Menschen klagten ihr Leid. Ein ununterbrochener Strom von Flüchtlingen sickert in die Homelands Ganzankulu, Lebowa und Kangwane. Das Leid kennt keine Grenzen.

Im Crocodile-River, der durch den weltberühmten Krugerpark fließt und vielen Touristen ein Begriff ist, treibt eine Leiche. Die Arme des Toten sind abgerissen, und fünf ausgewachsene Panzerechsen zerran an dem leblosen Körper. Touristen alarmieren den Game-Ranger Louis Olivier im Lager an der Brücke über den Fluß, wenige Kilometer von dem Grenzort Komatipoort entfernt. Olivier ist bekannt dafür, daß er bereits vor Jahren einen Kollegen aus dem Maul eines Krododils rettete. Aber diesmal kommt alle Hilfe zu spät. Es gelingt ihm zwar, mit Hilfe von Steinen die blutdurstigen Tiere zu verjagen. Während andere Wildhüter die Krododile beobachten, wagt Olivier sich, an einem Seil gebunden, ins Wasser. Dann bringt er die furchtbar verstümmelte Leiche an Land. Es handelt sich anscheinend um einen Flüchtling aus Mocambique, der das rettende Ufer an der südafrikanischen Seite nicht mehr erreichen konnte.

„Das rettende Ufer?“ so fragt voller Skepsis der etwa 45jährige Südtiroler Missionar Karl Kuppelwieser. „Die Flüchtlinge aus Mocambique, deren Zahl wohl niemand genau kennt, kommen vom Regen in die Traufe. Die Menschen an der Grenze haben ihre eigenen Sorgen und werden ebenfalls von der Not erdrückt. Zahlreiche Schwarze in meinem Missionsgebiet sind arbeitslos. Meine ‚Pfarre‘ — wenn man so will — hat etwa eine Oberfläche von 100 km × 200 km. Darin befinden sich nach vorsichtigen Schätzungen etwa 20000 bis 25000 Flüchtlinge aus dem Nachbarland. Ich selbst sorge jeden Tag für eine warme Mahlzeit für rund 57000 Kinder. Viele davon sind aus der Volksrepublik geflohen...“

Der Südtiroler wird als äußerst geschäftstüchtig beschrieben, weil er es einfach immer wieder versteht, Nahrungsmittel und gebrauchte Kleidung für die Opfer des Bürgerkriegs in Mocambique, für die Leidtragenden der vom Westen gegen Südafrika verhängten Sanktionen und die zwangsumgesiedelten Menschen der südafrikanischen Apartheidspolitik zu erbetteln. Er ist seit 26 Jahren in dieser wetterwendischen Ecke der Weltpolitik tätig. Aber die politische Entwicklung interessiert ihn nur am Rande. Suppenpulver, Maismehl, Milchpulver, Brot und getragene Kleidung, das sind die Begriffe, die ihn beschäftigen. In

einem der von ihm erbauten Lagerschuppen stapeln sich die Säcke mit Lebensmitteln und die Bündel mit gebrauchten Kleidern, die ihm „Operation Hunger“ und hilfsbereite Organisationen aus Deutschland zur Verfügung gestellt haben. Einen großen Teil der Kleidungsstücke verkauft er wieder für billiges Geld, um damit neue Lebensmittelkäufe finanzieren zu können. Die Vorräte an Nahrungsmitteln reichen oft nur für wenige Tage. Außerdem verschlingt die schleichende Inflation einen großen Teil der Gelder. So wurde jetzt das Milchpulver von etwa 80 Mark auf 110 Mark pro Sack erhöht. „Manchmal weiß ich wirklich nicht, wie ich die Sache noch finanzieren soll“, meint der Missionar.

Dennoch ist die Hilfe nur ein Tropfen auf den heißen Stein. Nachdem die ersten Sanktionen gegen Südafrika verhängt wurden, mußten im Grenzgebiet bei Kangwane fünf Kohlebergwerke geschlossen werden. Mehr als tausend Menschen wurden arbeitslos, das bedeutet, daß über 5 000 Schwarze zusätzlich in Not gerieten. Die Zahl der illegalen Flüchtlinge weiß niemand genau. Sie suchen Unterschlupf bei Freunden und Verwandten, da die Stämme diesseits und jenseits zur gleichen ethnologischen Gruppe der Shangaan gehören und auch die gleiche Sprache sprechen. Auch hat sich inzwischen herumgesprochen, daß „Father Charles“ jederzeit hilft und dessen Haus in Carolina immer offensteht.

Er selbst rühmt sich nicht seiner Leistungen, aber aufgrund seiner Erzählungen kann man entsprechende Schlüsse ziehen. Dabei spürt man, daß ihn die Not keineswegs gleichgültig gemacht hat. So berichtet er im Südtiroler Dialekt über den tragischen Fall eines kleinen Buben, der aus Mocambique flüchtete, nachdem Frelimo-Soldaten sein Dorf umstellt hatten und viele Einwohner erschossen, weil sie anscheinend mit den Rebellen der Renamo sympathisierten, der hunderte Kilometer marschierte und weinend vor seinem Haus zusammenbrach. Wenige Tage danach war der „Bub“ wieder verschwunden, um dann Wochen später erneut bei Pater Charles aufzutauchen. Das Heimweh hatte ihn zurückgetrieben. Er wollte seine Mutter wiedersehen. Er marschierte nur nachts, aus Angst vor den Aufständischen und den Frelimo-Truppen. In seinem Heimatdorf fand er niemand mehr. Die letzten Einwohner waren erschossen worden, die Hütten abgebrannt. Auch seine Eltern lebten nicht mehr. Die Frelimo-Soldaten hatten alles gestohlen, was ihnen in die Finger kam. Verzweifelt marschierte er wieder in Richtung Südafrika. Aber auch hier muß er sich nun verstecken, da die südafrikanischen Behörden sich neuerdings weigern, Flüchtlinge zuzulassen und sie vielfach ohne Pardon wieder über die Grenze setzen. „Wir sind der Sündenbock der Welt“, sagte mir ein Grenzzoffizier, „Niemand — selbst nicht einmal das Rote Kreuz — kümmert sich um diese Menschen. Nur wir sollen trotz Sanktionen, Arbeitslosigkeit und Not im eigenen Land den Opfern helfen.“

In den Homelands Lebowa, Gazankulu und Kangwane wurden inzwischen verschiedene Flüchtlingslager eingerichtet. Mehr als 70 000 Menschen flüchten nach Malawi. Sie sollen jetzt mit Hilfe des UNO-Kommissariat für Flüchtlinge nach Mocambique zurücktransportiert werden. Manche Beobachter glauben, daß dies gegen ihren Willen geschieht. Immer noch flüchten 200 Menschen pro Monat aus der Volksrepublik nach Zimbabwe. Die Gesamtzahl aller Opfer des Terrorkrieges kennt niemand genau. Ein Wissenschaftler der Eduardo Mondlane-Universität in Maputo schätzt den Gesamtschaden für die Wirtschaft

des Landes auf rund acht Milliarden Mark. Das menschliche Leid dagegen kann nicht in Zahlen ausgedrückt werden. Es spiegelt sich nur in verhärmten Gesichtern der Frauen, in den abgerissenen Kleidern der Männer und den unnatürlich dicken Bäuchen der schreienden und plärrenden Kinder wider.

Zusammen mit dem Landauer Studentenpfarrer Hermann Kiefer besuche ich einen Tag später den fast 85jährigen Missionar Franz Morscher, der seit 1932 als Wanderpfarrer per Motorrad, mit der Eisenbahn, zu Fuß, zu Pferd, je nach dem Zustand der Straßen, mühselig Seelsorge- und Aufbauarbeit leistet. Die Gegend zwischen Nkomatipoort, dem Krugerpark und dem Homeland Kangwane kennt er wie seine Westentasche. Woche für Woche bereist er die Außenstationen seiner enormen Gemeinde und betreut Engländer, Portugiesen, Italiener, Swazis und Flüchtlinge aus Mocambique. Noch als Achtzigjähriger warnte er in einem offenen Brief an den Bayerischen Ministerpräsidenten Franz-Josef Strauß davon, daß das „noble Hilfswerk Misereor für politische Agitation mißbraucht wird“ und daß „radikale Elemente und politisch ambitionierte schwarze Priester“ die Entwicklung im südlichen Afrika beeinflussen.

Pater Morscher — geistig immer noch äußerst rege und gutinformiert — weiß genau, daß fast vier Millionen Menschen in Mocambique von der wachsenden Hungersnot bedroht werden. Hinzu kommen fast eine Million Menschen, die im eigenen Lande heimatlos umherirren und mindestens 250 000, die in die Nachbarstaaten geflohen sind. „Etwa dreihundert Flüchtlinge versuchen allein monatlich durch den Krugerwildpark die südafrikanischen Homelands zu erreichen, so erzählt Pater Morscher. „Manche Frauen marschieren mit ihrem Baby auf dem Rücken bis zu 200 Kilometer. Verschiedene Flüchtlinge wurden von Löwen und Leoparden im Krügerpark zerrissen. Die südafrikanische Hilfsorganisation „Operation Hunger“ versorgt allein in Gazankulu Lager mit etwa 40 000 Flüchtlingen.“ Der greise, aber erstaunlich aktive Missionar weiß auch zu berichten, daß viele Einwohner der Volksrepublik aus Angst vor den Übergriffen der Frelimo-Armee und aus religiösen Gründen fliehen. Er hat mit zahlreichen Augenzeugen gesprochen, die erzählen, daß das marxistische Regime in Maputo christliche Religionsgemeinschaften verfolgt und die Glaubensfreiheit behindert.

Pater Francis und Pater Charles stehen in ohnmächtiger Wut diesseits des Grenzzauns und müssen tatenlos zusehen. Gerissene und gewissenlose Schwindler und Schieber schwarzer und weißer Hautfarbe haben inzwischen die „Marktlücke“ entdeckt, die Not und Elend im Grenzgebiet offerieren. Sie bieten Pässe und andere Dokumente, die die ansonsten so verachtete südafrikanische Staatsangehörigkeit versprechen, für teures Geld an. Die Priester kennen die Methoden und wissen, daß vielen Menschen dadurch geholfen wird. Andere zwielichtige Gestalten kaufen in Johannesburg und den Grenzstädten ganze Lebensmittelladungen, die dann über Swasiland nach Mocambique verschoben werden. Mitunter sind die Lastwagen gestohlen. An der Swasigrenze gibt es keine Probleme, da das Königreich zur Zollunion mit Südafrika gehört. Die mocambikanischen Zöllner werden mit Lebensmitteln, Geld und Zigaretten bestochen. Mehrere Male pro Woche fahren die Transporte durch den Ort Carolina, wo Pater Kuppelwieser lebt, und an der armseligen

Wohnung Pater Morschers vorbei zum Grenort Komatipoort, wo Samora Machel vor zwei Jahren den fragwürdigen Friedensvertrag mit Südafrika unterschrieb und wo ihn im Oktober vorigen Jahres sein Schicksal ereilte.

Eine leiderfüllte Ecke in den Wetterzonen der Weltpolitik. Trotzdem: die beiden Priester sind keineswegs verzweifelt. Sie geben die Hoffnung nicht auf und setzen sich tagtäglich für den Menschen ein. Zwei Tage nach meiner Rückkehr von der Fahrt durch das Grenzgebiet telefoniere ich mit Pater Charles. „Stell' Dir vor“, sagt er dann fast fröhlich, „was mir jetzt passiert ist. Eine Frau bringt Fünflinge zur Welt. Der Mann ist entsetzt und läßt sie sitzen. Die Frau ist verzweifelt. Sie droht daraufhin mit Selbstmord. Sie will nicht mehr leben. Was bleibt mir anderes übrig als sie zu trösten und zu versprechen, daß ich mich um die fünf Babys kümmere.“ Dann lacht er schallend. „Jetzt bin ich also auch noch Vater geworden. . .“

Die Stiftung „Kinder in Afrika“ hat inzwischen bei der Organisation „EuroAid“ der Europäischen Gemeinschaft einen Antrag gestellt, um dem Pater Kuppelwieser Hilfe zukommen zu lassen.

Kreuzfahrer der Gegenwart

Eine Erzählung

Anne Bahrs

Die Teilnehmer dieser unternehmungsfreudigen Reisegruppe im wohltemperierten Bus, der sie gerade durch das schaurig-schöne, von engen Schluchten durchzogene Centralmassiv ihrem heutigen Reiseziel, der südfranzösischen Stadt Clermont-Ferrand, entgegenfährt, tragen am goldenen Kettchen ein kleines Kreuz: ein Zeichen ihrer Verbundenheit, als Glaubensbekenntnis, als Schmuckstück, vielleicht auch als Talisman.

Nun grüßen von weither schon die Vulkankegel, aber auch die Industrieanlagen und Hochhäuser, wie sie sich in den großen Städten gleichen. Sie geben den in Clermont-Ferrand lebenden Zeitgenossen Arbeit und das Zuhause.

Das Tagesziel ist erreicht. Als die Sonne sich gen Westen wendet und ihre Strahlen nicht mehr so unbarmherzig die Stadt wie einen Kessel erhitzen, machen sich die Gäste auf zu den Sehenswürdigkeiten, die Clermont-Ferrand berühmt gemacht haben.

Der wuchtige, rechteckige Turm aus hellem Gestein weist ihnen den Weg zur romanischen Kirche Notre-Dame-du port aus dem 12. Jahrhundert. Sie bestaunen dieses Kleinod gewaltiger romanischer Baukunst in der Auvergne. Die wichtigen Säulen mit den Figurenkapitellen, die harmonisch eingefügten Seitenkapellen mit den berühmten Glasfenstern aus dem 13. Jahrhundert vermitteln den Eindruck von majestätischer Erhabenheit. Ein junges Mädchen schaut sich versonnen um in dieser hohen Halle, wirkt ganz winzig

und spielt unbewußt mit dem goldenen Kreuz, dem Anhänger am Kettchen über der leuchtenden Bluse.

Als die Touristen aus Deutschland die hohe, von hartem, schwarzen Gestein erbaute Kirche mit den schlanken Säulen und dem reichen filigranzart ziselierten Schmuck von Ranken und Rosetten betreten, fallen bereits die mildereren Strahlen der Abendsonne durch die bunten Fenster und legen einen besonderen Zauber auch auf die hölzernen Bänke, laden ein, daß die Besucher Platz nehmen, den müden Füßen Erholung gönnen und die Augen schweifen lassen.

Haben sie vor der Kirche gerade das gewaltige Monument Papst Urban II. betrachtet, wie er auf dem Place de la Victoire von dem Kreuzritterbrunnen herunter seinen zündenden Aufruf zum ersten Kreuzzug zu halten scheint, dem byzantinischen Kaiser im Kampf gegen die siegreichen Türken beizustehen und um Jerusalem zu retten, so begegnen ihnen in den herrlichen Glasfenstern die Ritterscharen mit ihren schönen Pferden, und sie tragen alle stolz das große rote Kreuz auf ihren Gewändern, um auszudrücken: „Wir sind bereit, das Kreuz des Herrn auf uns zu nehmen!“

Die bunten Fenster erzählen aber auch von Abenteuern und Gefahr, von Reichtum und Schönheit im fernen, fast unvorstellbaren Morgenland. Die Besucher sind fasziniert von der ausdrucksstarken Farbenpracht und ihrer besonderen Wirkung in diesem geweihten Raum. Die zündende Idee, den Glauben, der die Menschen jener Zeit so sehr beflügelt haben muß, daß sie aus dieser Gesinnung Kunstwerke schufen, vor denen wir immer noch ehrfürchtig-staunend verweilen, bewegt auch diese Gäste, daß sie den Besuch in der gotischen Kathedrale von Clermont-Ferrand als unvergeßliches Erlebnis bewahren wollen.

Bald werden sie in Aigues-Mortes sein, vor den riesigen Mauern stehen und durch eines der vielen Tore in den gewaltigen Innenhof gelangen, wo sich die frommen Ritter versammelten, die — 7000 Mann — von hier aus im August 1096 zum ersten ruhmreichen Kreuzzug aufbrachen. Die Hitze lag brütend über dem sumpfigen Gebiet des Rhonedeltas um Aigues-Mortes. Die Mücken quälten Menschen und Vieh. Aber die Begeisterung war groß. Im Siegeszug wurde Jerusalem bald eingenommen. Die frommen Ritter errichteten einen Kreuzfahrerstaat und trugen auch abendländische Kultur nach Vorderasien.

Doch mit dem Anwerben zum Kreuzzug war den Teilnehmern auch Absolution ihrer Sünden versprochen. So kamen mönchisches Ideal und sehr weltliches Verhalten zusammen. Manchen Ritter im Gewand mit dem großen roten Kreuz mag das Landnehmen vom Weg des Herrn abgebracht haben. Denn viel Blut ist geflossen im Zeichen des Kreuzes.

Schauder umfängt die Gäste im Constanzenturm, in dem noch die Folterwerkzeuge gezeigt werden und die in die Wände geritzten Buchstaben vom Leid und Trotz der Hugenottin Marie Vidal-Durand erzählen, die hier 35 Jahre lang eingekerkert unter unwürdigsten Bedingungen zusammen mit vielen hundert anderen Frauen vegetieren mußte, dennoch ihren Stolz behielt und ihren Glauben nicht preisgab.

Bei dem Bericht über das Schicksal dieser gequälten Menschen werden die Gesichter auch der jungen Urlauber traurig, die durch das Land der Nachbarn fahren, um es kennenzulernen. Bei den älteren treten Bilder aus dem Geschichtsunterricht aus dem Vergessen hervor, wie die Kreuzritter ihren missionarischen Auftrag mit dem Machtanspruch vermischt, verwechselten, als sie z. B. im Jahre 1234 die Stedinger an der unteren Weser durch Feuer und Schwert zu Christen machten; daß sie aber auch durch die Gründung des Deutschen Ritterordens in nächster Generation nach sieben vergeblichen, unglücklich verlaufenen Kreuzzügen das Christentum in den Osten brachten und dort noch einmal als große kulturelle Tat ihren Missionierungsauftrag erfüllten. Die herrliche Marienburg kündigt noch heute davon und steht doch wie die Kirchen der Notre Dame in Clermont-Ferrand oder die Türme und Mauern in Aigues-Mortes erhaben schön oder beeindruckend mächtig auf blutgetränkter Erde und nahe dem Wasser der großen Meere, umspült auch von immerwährenden Tränen, die um der Heimat und des Glaubens willen geweint werden.

Die touristischen Kreuzfahrer im modernen Reisebus sind nachdenklich geworden ob all des Schönen und gleichzeitigen Beweises des Tragischen und Mörderischen, das sie sahen. Das hat auch die jungen Teilnehmer sehr erschüttert.

Während der langen Heimfahrt, und als die Bilder des Geschauten zur Erinnerung wieder herbeigerufen werden, erzählt der Reiseleiter die Ringparabel, wie Lessing sie seinem weisen Nathan dem Sultan Saladin als Antwort gibt auf die Frage, welche Religion die wahre sei. Das Judentum, der Islam, der christliche Glaube — sie gleichen einander so sehr wie die drei Ringe, die in ihrem Wert nicht zu unterscheiden sind. Diese berühmte gewordene Aussage, die Lessing so meisterlich seinen Juden Nathan, dem die Christen seine sieben Söhne ermordeten, erzählen läßt, bringt wie ein großes Zusammenfassen all des Suchens und Fragens das Erlebnis dieser Reise zu berühmten Stätten christlichen Glaubens und abendländischer Kultur zu den Heimkehrenden, die bald schon in ihrer Stadt, in ihrer Wohnung, an ihrer Arbeitsstätte sein werden, wo vielleicht dann ein Andersgläubiger neben ihnen auf ihr Verständnis, ihre Ausstrahlung, ihre Überzeugungskraft und auch Toleranz wartet.

Das aktuelle Buch

Frieden in Freiheit

Beiträge zur Sicherheits- und Verteidigungspolitik, Strategie, Bundeswehr und zum Dienst des Soldaten, Manfred Wörner, Hrsg.: Jürgen Bringmann, Bernard und Graefe-Verlag, Koblenz, Postf. 2060, ISBN 3-7637-5843-7, 260 Seiten.

In diesem ansprechenden Band sind 22 Reden des Bundesministers der Verteidigung Dr. Manfred Wörner veröffentlicht.

Ein Geleitwort des Bundeskanzlers Dr. Helmut Kohl und eine Ansprache des Bundespräsidenten Dr. Richard Freiherr von Weizsäcker leiten die Sammlung ein bzw. schließen sie.

Man könnte nun sagen, ein politisch Lied! Wer sich aber die Mühe macht, wenigstens eine Rede zu lesen und zu durchdenken, wird feststellen, daß hier Aussagen von eminent wichtiger Bedeutung gemacht werden. Es ist anhand dieser Zusammenstellung einiges zu erkennen:

- Ministerreden erläutern die Politik eines Ressorts.
- Damit weiß ein jeder (oder sollte es wissen), welche Grundgedanken unsere Politik auf einem entscheidenden Feld unseres staatlichen Lebens beherrschen.
- Reden und Handeln können auf ihre Deckungsfähigkeit geprüft werden.
- Die Einordnung in den übernationalen Konsens mit den Bündnispartnern der NATO ist zu erkennen.

Für uns als katholische Soldaten ist aber besonders erfreulich, daß auch die Verwurzelung in den ethischen Werten erkennbar wird.

Daher kommt dem dokumentarischen Festvortrag anlässlich des Weltfriedenstages 1986 der GKS in Bonn eine besondere Bedeutung zu.

Wenn heute, mehr als je zuvor, vom Soldaten eine persönliche Entscheidung für seinen Dienst verlangt wird, dann muß er Gelegenheit haben zu erfahren, wie seine politischen Vorgesetzten über die Grundfragen des Menschenbildes, des Friedens und der Freiheit denken.

Es ist ein Verdienst des Herausgebers, in sehr sorgfältiger Auswahl die Reden so zusammengestellt zu haben, daß sie eine achtungs gebietende, saubere Antwort auf alle Fragen um unseren Dienst darstellen.

Die Einbettung in Äußerungen der führenden Persönlichkeiten unseres Staates zeigt außerdem, daß eine menschengerechte Sicherheitspolitik Grundlage unserer Regierung ist.

Man mag zu einzelnen Fragen andere Auffassungen vertreten, aber man kann nicht umhin festzustellen, daß hier verantwortungsvolle Politik auf der Grundlage des christlichen Menschenbildes gemacht wird.

Ein sehr lesenswertes Buch.

H. F.

Von Breschnew zu Gorbatschow

Als Reporter in Moskau, Otto Hörmann, Verlag Styria, Graz, Wien; 5000 Köln 51, Schillerstr. 6, ISBN 3-222-11792-6, 280 Seiten.

Der Verfasser Dr. Otto Hörmann war sechs Jahre als Korrespondent des Österreichischen Rundfunks in Moskau. Auf einer Pressekonferenz wurde das Buch vorgestellt. Im Spiel von Frage und Antwort wurde deutlich, daß man schon sehr lange in Rußland leben muß, beyor man hinter die Abläufe der Politik und die undurchsichtigen Schleier rednerischer Bekundungen zu schauen vermag.

Das Buch führt daher den Leser in lebendiger Form in das Alltagsleben in Rußland ein. Weiterhin zeigt es, daß der Journalist — mehr als im Westen — sich um Informationen bemühen muß. Und auch dann folgt erst die schwierige Aufgabe des „Gewichtens“.

Zugleich gibt das Buch auch einen Überblick über die politische Unsicherheit, die in den letzten Monaten der Ära Breschnew beginnt, unter Andropow und Tschernenko noch zunimmt und nun förmlich nach einer Neuorientierung ruft.

Diese Neuorientierung wird in Gorbatschows Reden und auch Taten sichtbar. Es ist ein „Neuanfang“, der für Rußland und sein System notwendig erscheint.

Doch warnt der Autor ausdrücklich davor, daß man im Westen dem Charme von „Michail und Raisa“ (Frau Gorbatschow) erliegen könne. Dann aber würde es sich zeigen, daß man bitter erkennt, daß Gorbatschow den Einfluß- und Machtanspruch seiner Vorgänger um kein Gramm reduzieren wird. Er wird immer in erster Linie die Interessen seines Landes vertreten. Erkenntnis in Rußland ist, daß das Riesenreich in der Entwicklung weit hinter dem Westen zurückliegt. Und seine neue Führung will ihm nun einen Entwicklungsschub „verpassen“, damit das System nicht zu deutlich als rückständig erkannt wird.

Von besonderem Interesse dürfte das Kapitel XII sein „Die Sehnsucht nach dem Übersinnlichen: Religion“ (S. 157 ff). Wenn der Autor auch nur etliche Einzelerlebnisse aufzählen kann, so geben doch die Fakten zu denken. Vor 1918 soll die russisch-orthodoxe Kirche 130 Bischöfe und 50 000 Priester gezählt haben. Heute soll es etwa 60 Bischöfe und etwa 10 000 Priester geben.

Die Feier des Kultes wird staatlich anerkannt und geschützt. Eine Verkündigung in die Öffentlichkeit aber streng unterbunden. Die Kirche lebt relativ gut von Spenden und den Einnahmen aus Devotionalien.

In Sofrino, an der Straße zum Kloster Sagorsk, gibt es eine kirchliche Devotionalienfabrik, in der etwa 700 Menschen, teils hochqualifizierte Facharbeiter, beschäftigt sind. Insbesondere das Kerzenmonopol bringt viel Geld („und der Staat nascht in Form von Steuern mit“).

Zur Tausendjahrfeier im Jahre 1988 soll auch das Zentrum („eine Art ‚Vatikan‘“) im Danilow-Kloster (gegründet 13. Jahrhundert) renoviert sein. Dieses Kloster liegt mitten in einem Industrieviertel Moskaus.

Zu Stellungnahmen für das Ausland wird die Kirche gerne benutzt. Für den staatlichen Innenbereich wird sie aber ausgeschlossen. Wie es weitergehen wird, verrät der Autor nur in Andeutungen. Aber auch diese sind — wie das ganze Buch — hochinteressant. H.F.

Pius XI. und Mussolini Hitler Stalin

Seine Weltrundschreiben gegen Faschismus, Nationalsozialismus, Kommunismus, Hsg. Alfons Fitzek, Franz-Sales-Verlag, Postfach 13 61, 8078 Eichstätt, ISBN 3-7721-0093-7, 232 Seiten.

Der Autor Dr. phil. und Oberstudiendirektor a. D. hat sich mit dem Problem Kirche und -ismen (Faschismus — Nationalsozialismus — Kommunismus) schon des öfteren beschäftigt. In leidenschaftlos wissenschaftlicher Methode versucht er die Entwicklungen aufzuzeigen die in neuester Zeit zu totalen Regimen in Italien, Deutschland, Österreich und Rußland geführt haben.

Die Situationsanalyse: Europa zwischen beiden Weltkriegen, führt in sehr knapper aber deutlicher Form in die verheerende Situation in Europa ein. In dieser Situation von Not und Elend, bei der Abnahme aller echten Werte, wurde der Erdboden für totalitäre Systeme bereitet.

Der Kirche kommt das Verdienst zu, in Rundschreiben (1931, 1937) vor den Gefahren der „Staatsvergottung“ gewarnt zu haben.

Die päpstlichen Rundschreiben sind, nach einer Beschreibung der Lage und einer Übersicht über Wirkungen und Folgen, veröffentlicht.

Ein Vergleich der Ideologien, ein Personen- und Sachregister schließen diesen sehr informativen Band ab. H.F.

Walther Rathenau

Ein Leben zwischen Philosophie und Politik, Peter Berglar, Verlag Styria, Graz, Wien, Köln, ISBN 3-222-11667-9, 333 Seiten.

Die Zeit zwischen dem Ende des Kaiserreiches und dem Anfang der Weimarer Republik ist in weiten Kreisen der Bevölkerung, insbesondere der Jugend noch immer nicht ausreichend bekannt. Vordergründige politische Ereignisse im täglichen Leben scheinen die Beschäftigung mit der Geschichte unseres Volkes zu verdrängen. Dabei ist es jetzt — nachdem viele Archive geöffnet haben — an der Zeit, sich mit den politischen Persönlichkeiten und ihren Einzugsbereichen zu beschäftigen.

Der Autor Peter Berglar — Dr. med. und Dr. phil. — ist über die Mitarbeiter an den „Frankfurter Heften“ zum Studium der Geschichte gekommen. Es ist ein Verdienst des Verlages Styria, dieses Buch in dieser Form auf den Markt gebracht zu haben.

Es bringt dem Leser einen Menschen (1867—1922) nahe, der von großer Begabung und vielschichtig tätig war. Politisch wurde er als „Erfüllungspolitiker“ abgestempelt und 1922 von Rechtsradikalen ermordet.

Rathenau war Präsident der von seinem Vater gegründeten AEG. Er war der Finanzmann des letzten deutschen Kaisers und wurde Außenminister der jungen Republik. Er schloß jenen Rapallo-Vertrag, der Deutschlands Geschichte beeinflusste. Unter seiner Initiative entstanden erste Anfänge einer deutsch-französischen Freundschaft. Er wurde von manchen Zeitgenossen als „stockkonservativer Preuße“ und von anderen als „fortschrittstrunkener Sozialrevolutionär“ bezeichnet.

Kein Wunder, daß sich über eine so vielschichtige Persönlichkeit Legenden ranken. Die Geschichte ist aber ebenso interessant wie faszinierend.

Der Autor hat es in diesem Werk verstanden, die Verbindungslinien geistiger Art — Hegel, Marx, Nietzsche, Spengler, Friedrich Naumann und Max Weber — einzubeziehen und auch die politischen Linien zur Wirtschaft, zum Staat, zur neuen Gesellschaft aufzuzeigen.

Der Kritiker Rathenau kommt ebenfalls nicht zu kurz. Mit gutem Einfühlungsvermögen ist dann die Situation Rathenaus als Deutscher und Jude beschrieben. Dabei werden auch die Irrtümer dieses großen Mannes nicht ausgespart. Seine Auffassungen von einer Assimilierung der Juden in Deutschland, von einem Aufgehen im Christentum bis zu einer (liberal geprägten) „Privatreligion“ sind zwar Beweise eines denkenden Kopfes, haben aber unbewußt manchem Vorurteil gegen die Juden Vorschub geleistet (soweit man sich überhaupt mit den Gedanken dieses Mannes beschäftigte).

Insgesamt wird in diesem Werk eine Persönlichkeit gewürdigt, die für unser Volk von großer Bedeutung ist.

H.F.

Verfolgung, Widerstand und Zeugnis

Kirche im Nationalsozialismus, Fragen eines Historikers, Heinz Hürten, Matthias-Grünewald-Verlag, Mainz, ISBN 3-7867-1303-0, 130 Seiten.

In jüngster Zeit ist die Diskussion über die Rolle der Kirche im „Dritten Reich“ wieder verstärkt aufgeflammt. Dazu kann man inzwischen auch vermehrt auf Quellen zurückgreifen.

Der Verfasser, seit 1977 Ordinarius für Neuere und Neueste Geschichte an der Universität Eichstätt, stellt wichtige Fragen zur Auseinandersetzung der Kirche mit dem Nationalsozialismus. Besonders verdienstvoll ist, daß er — oft bewußt verschwommen-benutzte Begriffe wie Verfolgung, Widerstand und Zeugnis klärt.

Er kann mit Recht darauf verweisen, daß Kirche und Kirchenvolk in „katholisch-provinziellen Gebieten„ ein erhebliches Resistenzpotential aufgebracht haben. Aber das nicht nur in der Zeit des Krieges als sich eine Niederlage abzeichnete, sondern kontinuierlich seit etwa 1934/35.

Die Grundposition gegen Neuheidentum, Nationalkirche und verwässertes Christentum war seit Anfang klar.

Wichtig ist auch eine Erkenntnis, die heute vielfach unvorstellbar ist, daß nämlich weder Klerus noch Laien von der Brutalität einer Diktatur eine Vorstellung hatten und daher auch ein zunächst mehr abwartendes Verhalten an den Tag legten.

Ein Buch, das man gelesen haben sollte, wenn man in der heutigen Diskussion bestehen will.

M. H.

Die Annahme seiner selbst — Den Menschen erkennt nur, wer von Gott weiß

Romano Guardini, Topos Taschenbücher, Matthias-Grünwald-Verlag, Mainz, 77 Seiten.

Mehr als noch vor einigen Jahren fragen viele Menschen nach sich selbst. Das „warum bin ich so?“ das ständige wiederholen des „Warum?“ beschäftigt Menschen von heute in oft quälender Weise.

Romano Guardini 1885—1968, lange Zeit Inhaber des Lehrstuhles für Christliche Weltanschauung und Religionsphilosophie in München sowie Lehrtätigkeiten in Bonn, Berlin und Tübingen, gibt eine Antwort aus dem Glauben. Die Liebe beginnt in Gott und führt dazu, daß sich der Mensch in der Liebe Gottes gehalten fühlen kann.

Im zweiten Teil führt der Autor den Leser dann dahin, daß man etwas von Gott wissen muß, um ihn zu erkennen. Und er weist einen Weg, Gott zu finden.

Ein Büchlein, das zum Nachdenken anregt und helfen kann.

M. H.

Klaus von Flüe — der Heilige für unsere Zeit

Bruno Bernhard Zieger, Verlag aktuelle Texte GmbH, 7940 Heiligkreuztal, ISBN 3-921312-31-0, 64 Seiten.

Heiligkreuztal, ein mit viel Initiative und Fleiß — auch von Gruppen der GKS — wiederaufgebautes Zisterzienserinnenkloster (1227—1804), ist eine Stätte bemerkenswerter Tätigkeiten. Der Seelsorger dieser Stätte hat nun ein Büchlein verfaßt, das den Friedenswillen des Heiligen hervorhebt. Besonders wird darin auch die Stellung „seiner(r) lieben Frau Dorothee“ beleuchtet.

Das Schriftchen ist geeignet auf Wallfahrten einzustimmen und die Gedanken des hl. Klaus hinsichtlich Frieden und Europa zu untermauern.

M. H.

Ja zur Treue

Eine vergessene Tugend wird wieder modern, Reinhard Abeln, Johannes-Verlag, Postfach 40, 5458 Leutesdorf a. Rhein, ISBN 3-7794-1057-5, 52 Seiten.

Äußerlich ein einfaches aber ansprechendes Schriftchen. Der Inhalt aber hat es in sich. Er beschäftigt sich mit dem Begriff der Treue. Eine Tugend, die in den letzten Jahrzehnten arg in Mißkredit geraten ist, wird als geistiger Wert, als Tugend neu entdeckt.

Weder Freundschaft noch Partnerschaft, vor allem aber weder Ehe noch Familie oder Staat und Gesellschaft können ohne Treue auskommen — oder die Menschen verkommen zur Räuberbande, in der die körperlich Starken das Sagen haben.

Den Suchenden kann dieses Büchlein helfen.

M. H.

Schau ins Leben 88

Aktueller Lesekalender für Jungen und Mädchen, Hoheneck Verlag, Postfach 1667, 4700 Hamm, 96 Seiten, reich illustriert, ISBN 3-7782-0805-0.

Ein interessanter, flott aufgemachter Kalender, der „Stoff“ zum Nachdenken bietet aber auch Tips und Anregungen für die Freizeit bringt, Er ist für Jungen und Mädchen zwischen 9 und 14 Jahren gedacht, kann sicher aber auch ältere Kinder ansprechen.

M. H.

Die nachstehenden Werke sind aus dem Verlag *Neue Stadt*, Gleißnerstr. 87, 8000 München 83.

Die Besprechungen werden ohne Verlagshinweis abgedruckt.

Wir haben überlebt

Augenzeugen aus Hiroshima und Nagasaki berichten, Hibakusha, ISBN 3-87996-190-5, 190 Seiten.

Dieses Buch ist als aufrüttelnder Beitrag zum Frieden gedacht. 25 Verfasser repräsentieren einen Querschnitt der Bombenopfer. Schulkinder und Studenten von einst sind ebenso vertreten wie Mütter, Väter, Ärzte und Zwangsarbeiter.

Das Buch kann nur mit tiefer Erschütterung gelesen werden.

Man kann aus allen Berichten nur die eine Mahnung hören: Krieg und besonders Atomkrieg darf nicht mehr sein. Wenn das Buch — insbesondere durch die Schilderungen der teils grauenhaften Spätfolgen —, die Herzen der Staatsmänner erreicht, dann könnte es gelingen, daß die Waffenarsenale bald abgebaut werden.

Ein hartes aber notwendiges Buch.

M. H.

Was sagt uns der Glaube?

Jugendliche im Gespräch mit einem Seelsorger, Theodor Seeger, ISBN 3-87996-186-7, 54 Seiten.

Dieses kleine Büchlein ist gar nichts Besonderes. Hier hat ein Pfarrer die hauptsächlichen Fragen, die an ihn gestellt werden, aus dem Glauben zu beantworten versucht.

Diese Fragen hat er an den Sätzen des Apostolischen Glaubensbekenntnisses orientiert.

Und damit beginnt das Besondere dieses schlichten Heftes: Es wird nicht drum-herum geredet, sondern auf die knappen Fragen erfolgen sinnvolle und einleuchtende Antworten.

Sicherlich wird man zuweilen einige Antworten für selbstverständlich halten, dennoch, wer offenen Ohres durch die Diskussion geht, stellt immer wieder fest, daß zwei „Phänomene“ zu verzeichnen sind:

- einmal ist der Wissensstand über Glaubenswahrheiten denkbar gering — aber auch bereits bei der älteren Generation,

— zum anderen werden auch einsichtige Dinge nochmal — und oft mit Wollust — hinterfragt.

So muß zwangsläufig die Antwort diesen Gegebenheiten Rechnung tragen.

Das Büchlein tut es.

M.H.

Franz von Assisi

Gebete, Msg. Wolfgang Bader, ISBN 3-87996-191-3, 108 Seiten.

Franziskus ist heute „in“. Viele Menschen berufen sich auf ihn. Leider sind auch viele nur bereit franziskanisches Wesen von den anderen zu verlangen, wenige von sich selbst.

Dabei wird meist „übersehen“, daß Franziskus ohne den tiefen Glauben an Gott, den Erlöser Jesus Christus und die von ihm gestiftete Kirche nicht zu denken ist. Eine noch so humane Umwelt hätte nie einen Franziskus hervorgebracht.

Wenn es für diese These eines Beweises bedurft hätte, dann wären es diese gesammelten Gebete. Sie lassen — und man liest sie mit tiefer innerer Anteilnahme — erkennen, wie sehr dieser Mensch Franziskus mit seinem im Glauben erfahrenen Gott, mit seinem Erlöser Jesus Christus und der vom heiligen Geist erleuchteten Kirche in innerer Harmonie lebt und diese harmonische Liebe an die ihn umgebende Schöpfung weiterzugeben versucht.

Singt dem Herrn ein neues Lied. . .

M.H.

Laië sein

Beiträge zu einem ganzheitlichen Kirchenverständnis, Bruno Forte, (Übersetzung aus dem Italienischen), ISBN 3-87996-204-9, 118 Seiten.

In der heutigen Zeit besteht eine erhebliche Verwirrung nicht nur der Geister — sondern auch der Begriffe. Ein Begriff wird dauernd — positiv wie negativ — benutzt: Laië.

Bruno Forte, derzeit Professor für Dogmatik in Neapel hat sich mit dem Begriff und der Entwicklung der Aufgaben des Laien auseinandergesetzt.

Er geht das Problem unter fünf Aspekten an:

- Gesamtkirchlich und theologisch,
- geschichtlich,
- aus der Sicht christlicher Anthropologie,
- als Wesenszug der ganzen Kirche,
- in Bezug zur Ortskirche.

Im letzten Kapitel entwickelt er sieben Thesen für die Arbeit des Laien in der Kirche.

Der Laië gibt der Kirche in dieser Welt erst die umfassende Dimension als ganze Kirche.

Eine Arbeit, die zum Nachdenken und Ausführen anregt.

M.H.

Gerufen und verschenkt

Theologischer Versuch einer geistlichen Ortsbestimmung des Priesters Klaus Hemmerle, ISBN 3-87996-187-5, 218 Seiten.

Wenn Bischof Klaus Hemmerle (Aachen) zu theologischen Fragen Stellung nimmt, dann kann man in seinen Worten spüren, daß er sich mit diesem Thema schon lange auseinandergesetzt hat.

Und ausdrücklich wird gesagt — und das ist das Sympatische an diesem Bischof —, daß es sich um einen Versuch handelt, den geistlichen Standort des Priesters deutlicher zu machen. „Nicht selten fühlen wir uns als Priester — und Bischöfen geht es da keineswegs anders — ortlos, hin und her geschoben...“ bekennt der Seelenhirt an einer Stelle. So geht dann der Gedankengang vom Platz des Priesters aus, führt über die Berufung zu der persönlichen Begegnung mit Jesus Christus und versucht dann den neuen Standort „Sein in der Mitte“ zu bestimmen. Das Buch endet mit dem Zeugnis aus der Mitte, mit der Kirche als Grundgehalt für die Lebensform des Priesters — für sich selbst — für die Gemeinde.

Zuletzt lenkt er den Blick auf Maria, die uns Menschen lehrt:

- Vorrang des Seins vor der Leistung
- Stille vor der Aktion
- Treue zum Ruf vor dem eigenen Plan.

So muß auch der Priester im Hintergrund bleiben, auf dem allein Jesus erstrahlt.

Ein ausdrucksvolles Buch, das tief nachdenklich macht — auch Laien.

H.F.

Über das Beten

Erste Schritte zum Gespräch mit Gott, Kardinal Jean-Marie Lustiger, ISBN 3-87996-195-6, 117 Seiten.

Beten fällt den Menschen heute schwer. Man kann das allenthalben im Gespräch erfahren, aber oftmals auch erkennen, wenn selbst gläubige Menschen in den Augenblicken der Stille in der Messe nichts damit anzufangen wissen. Man „sehnt“ sich nach „action“. Und dennoch findet man immer wieder Menschen, die beten möchten.

Kardinal Lustiger, 1926 in Paris von polnisch-jüdischen Eltern geboren, weiß wo den Menschen der Schuh drückt. Seit 1954 Priester wirkte er zuerst unter Studenten, später in Orléans als Bischof und dann in Paris.

In diesem Büchlein holt er seine Mitmenschen als „Bruder“ ab und gibt ihnen aus der reichen Erfahrung des „Vaters“ Hilfen. Jeden Tag beten, zu festen Zeiten beten und in einfachen Zeichen beten. Ein andächtiges Kreuzzeichen am Morgen — Sekunden nur — aber eine heilsame Übung.

Welch innere Spannung — froh machende Spannung — liegt doch in dem einfachen „Im Namen des Vaters und des Sohnes und des heiligen Geistes.“

Zuweilen ein Blick in die Bibel! — Und auch das ist ein Gebet: „Lobet den Herrn, alle Völker!“ — „Gott erbarme Dich an diesem Tag!“

Denken an Gott im Tagesablauf: Bei Sonnenaufgang — beim Vorbeiziehen herrlicher Wolkengebilde — auch beim fruchtbringenden Regen. Bei den Mahlzeiten.

Da müßte es heute doch leicht sein, wenn man die gut gedeckten Tische — auch in der Kantine oder Mensa — sieht und an die Bilder aus Afrika denkt.

Danken für die guten Dinge am Tage — und es sind doch so viele: Die gute Kleidung, das Essen, der Lohn für die Arbeit, die soziale Sicherung...

Sind am Abend nicht noch einige Minuten zur Gewissensforschung frei? Kann man nicht noch eben einige wenige Worte beten für den verstorbenen Nachbarn, für die liebe Frau, für das Kind in seelischer Bedrängnis, für...

Sollte man den Sonntag nicht mehr als bisher bewußt als Tag des Herrn begehen? Kann man nicht einmal in der Woche an die Kirche denken? Muß man immer über die Kirche nörgeln, statt für die Priester, die Bischöfe, den Papst — und die Laienvertreter zu beten?

Letztlich sollte man nicht Maria bitten, für uns zu beten? — jetzt und in der Stunde des Todes.

Sie werden diese Gedanken in dieser Form nicht in dem Büchlein finden. Aber was darinnen steht, hat zu all' dem angeregt. Ich meine, das ist eine gute Anregung. H.F.

Die Gesundheit der Nation —

Eine Bestandsaufnahme, Karten, Analysen, Empfehlungen, von Egmont R. Koch, Reinhard Klopffleisch, Armin Maywald, 388 Seiten, Verlag Kiepenheuer & Witsch, Köln, 1986.

Die Autoren haben mit Unterstützung der Statistischen Landesämter und der Allgemeinen Ortskrankenkassen erstmals Daten der Landkreise und Städte gesammelt und umgesetzt. Dieses statistische Material bedarf noch weitergehender Auswertung. Es ist das Ziel der bundesdeutschen Gesundheitspolitik, die Gesundheit der Bürger zu erhalten, zu fördern und im Krankheitsfall wiederherzustellen. Der Zugang zu den Möglichkeiten, gesund zu werden und zu bleiben, muß für jeden Bürger ohne Rücksicht auf seine finanzielle Situation, auf seinen Platz in der Gesellschaft und unabhängig von seinem Wohnort angegeben sein. Dieser Anspruch wurde im Mai 1985 in einer ausführlichen Stellungnahme formuliert, in der sich die Bundesregierung über die Leistungsfähigkeit des Gesundheitswesens und die Qualität der gesundheitlichen Versorgung der Bevölkerung äußert.

Die Autoren haben mit ihrer Arbeit einen Sozial- und Gesundheitsatlas der Bundesrepublik geschaffen. Sie überprüften dabei etwa 100 Gesundheits- und Sozialmerkmale auf ihre Aussagekraft, werteten rund 60000 Einzeldaten aus, rechneten sie um und machten sie damit bundesweit vergleichbar. Am Ende der vier Hauptkapitel — Lebensstandard, Krankheiten, Medizinische Versorgung und Kosten — dieser Bestandsaufnahme, werden für jeden der 328 Landkreise und kreisfreien Städte des Bundesgebietes jeweils 20 Zensuren vergeben, die dem Leser Aufschluß geben, wie gut in seiner Wohngegend Lebensqualität und Gesundheit sind — und was sie ihn kosten. Ein Buch, das man jedem empfehlen kann, der sich mit der Problematik von Gesundheit und Krankheit ernsthaft auseinandersetzen und befassen möchte. K. W. B.

Im Namen Gottes

Der mysteriöse Tod des 33-Tage-Papstes Johannes Paul I. Tatsachen und Hintergründe David A. Yallop, Verlag Droemer Knauer, München, ISBN 3-426-26160-x, 448 Seiten.

Wahrlich ein dickes Buch. Außer, daß die erwähnten Personen — und es wird eine Unsumme von Namen genannt, gelebt haben bzw. gestorben sind, vermißt man auch nur eine Tatsache oder Hintergrundinformation, die beweist, oder beweisen könnte, daß die Behauptung: „Johannes Paul I. wurde ermordet“ (Umband) stimmt oder nur stimmen könnte. Die Krankheitsvorgeschichte dieses Papstes ist so unvollständig recherchiert, daß allein von dort her erhebliche Bedenken gegen diese Schlußfolgerung bestehen.

Auf der letzten Seite — so schlau wie auf der ersten — kann man nur feststellen: „Nichts genaues weiß man nicht.“ Man braucht, trotz des flüssigen aber nicht gerade guten Stiles, viel Zeit zum Lesen. Schade für die schöne Zeit. H.F.

Zwölf Verstorbene

auf Wallfahrt. Unterwegs mit spannenden Erlebnissen. Franz Seinsche, 1985, Steyler Verlag, Bahnhofstr. 9, 4054 Nettetal 2, ISBN 3-87787-193-3.

Vor dem Krieg waren die Bauern von Obermauelsbach jedes Jahr nach Heiligkreuz gewallfahrtet. Das war immer ein großes Erlebnis gewesen. Fünf Tage wanderte man durch Berg und Tal, blieb zwei Tage in Heiligkreuz und mußte dann wieder fünf Tage lang den weiten Weg zurück. Während des Krieges jedoch kam diese Wallfahrt nicht zustande und auch in den ersten Jahren danach war die Not noch so groß, daß man einen so weiten Weg nicht wagen wollte. Weil aber die Not kein Ende nahm und die Sorgen immer größer wurden, wußten die Bauern von Obermauelsbach nur noch einen, der helfen konnte, und das war Gott. So beschloß man denn im Herbst des Jahres 1923, wieder eine Wallfahrt nach Heiligkreuz zu unternehmen, bei der denn auch die Mehrzahl der Dorfbewohner mitmarschieren wollte.

Einige aus dem Dorf hatten aber neben Gottvertrauen und Demut zu gleicher Zeit eine ganz unbändige Freude im Leibe. Das waren die sechs Meßdiener von Obermauelsbach, die der Pfarrer für stark und gesund hielt, den weiten Weg nach Heiligkreuz unter ihre jungen Füße zu nehmen. Für diese sechs bedeutete die Wallfahrt etwas ganz Ungeheuerliches, denn in den vielen Winterabenden der schweren Jahre hatten sie oft den Erzählungen der Erwachsenen zugehört, und so war im Laufe der Zeit das Verlangen in ihren Herzen, mit dabei sein zu können, immer größer geworden. Man versteht, daß sie jetzt kaum noch ruhig schlafen konnten.

Aber der Pfarrer von Obermauelsbach hatte mehr als sechs Meßbuben. Es blieben noch ein ganzes Dutzend Jungen übrig, die auch gehofft und gewartet hatten, die gebettelt und gebettelt hatten, man möge sie nicht daheim lassen, sie seien auch groß und stark genug, den weiten Weg auszuhalten. Aber sie alle durften nicht mit, weil auch in allen früheren Jahren niemals mehr als sechs Meßdiener die Pilgerfahrt nach Heiligkreuz begleitet hatten. Diese zwölf konnten auch nicht schlafen aus Bitterkeit und Trauer.

Je näher der Tag des Aufbruchs kam, um so heller leuchteten die Augen der sechs „Auserwählten“ und um so finsterer wurden die Gesichter der zwölf. Kein Wunder also, daß sie sich zu einem Bund der „Verstoßenen“ zusammaten und einen Plan ausheckten, der ihnen noch viele Überraschungen und Abenteuer bringen sollte.

Ein Jugendbuch mit 171 Seiten Spannung und Erlebnissen. Nur zu empfehlen.

C. S.

Mango und Zimt

Lebensgeschichten. Heinrich Schlake (Hrsg.), 1986, Steyler Verlag, Bahnhofstr. 9, 4054 Nettetal 2, „17“-Taschenbücher, Bd. 5, ISBN 3-87787-203-4.

Ein Mann ging durch den Park und freute sich. Die Sonne schien, und es ging voran. Im letzten Augenblick bemerkte er die Ameise, die sich ihm aufgerichtet in den Weg stellte. „Nun hast du bereits zehn meiner Brüder umgebracht!“ Warum achtest du nicht auf deine Schritte?“ fragte sie aufgebracht. „Was können wir dafür, daß wir so klein sind und du so groß?“ — „Nichts“, sagte der Mann, „aber ich sehe die Bäume nicht und die Sonne, wenn ich auf den Boden vor mir achte. Wie soll ich mich da freuen? Auch komme ich nicht vorwärts, wenn ich jedem Getier auf dem Weg ausweichen wollte.“ Und ohne es zu bemerken, zertrat er beim Weitergehen die Ameise.

Dies ist die kürzeste der vielen kleinen Geschichten zu Freundschaft, Treue, Mitmensch; zu Natur und Umwelt; zu Friede, Gerechtigkeit, Versöhnung; zu Leben, Gott, Glauben, Hoffen und Lieben: eine Sammlung von Kurzgeschichten also, die Jugendliche für die Jugendzeitschrift „17“ verfaßt ha-

ben. Der Leser wird zum Nachdenken angeregt über bedrängende Fragen und Probleme junger Menschen, die ihre Sehnsüchte und Wünsche, ihre Machtlosigkeit in vielen Lebenslagen, ihre Gedanken über Umwelt und Mitmenschen zum Ausdruck bringen.

Gefühle, Beziehungen, persönliche Erlebnisse bilden den Leitfaden des Buches. Man erfährt Widersprüche und Betroffenheit, zuerst in den Erzählungen und dann auch in sich selbst. C. S.

Alex, Gabi und ein Hund

auf Wallfahrt durch Frankreich, Hermann Leon, 1986, Steyler Verlag, 4054 Nettetal 2, ISBN 3-87787-205-0.

Alex, Gabi und ein Hund, diese drei lassen das 208 Seiten zählende Jugendbuch zu einer äußerst amüsanten Lektüre werden. Autor Hermann Leon hat mit ausgefallenen Streichen und Abenteuern nicht geizigt. Die bunt gemischte Reisegesellschaft vom beleibten Zigarrenfabrikanten bis zur einfältigen Haushälterin, die aufbricht, Frankreichs berühmte Stätten zu erforschen, läßt den Leser schon auf den ersten Seiten ahnen, was da kommen mag. „Die Mäuse und die Fensterscheibe“, „Blätt fährt Schlitten“, „Auf dem Thron Napoleons“, die Kapitelüberschriften sprechen Bände.

Dennoch wird die turbulente Reise in einem knallroten, 19sitzigen Kleinomnibus zu einer Wallfahrt, die sicherlich keiner der frohen Gesellschaft vom kleinen Lausebengel bis zum würdevollen Assessor vergessen wird. Und all diejenigen, die dies Büchlein lesen, werden teilnehmen nicht nur an Großem und Erhabenem, sondern auch an menschlichem Kleinkram, „damit sie aus der Erzählung begreifen mögen, daß zum Leben die Zigarre mit der roten Bauchbinde in die gleiche Rocktasche paßt, in welcher der Rosenkranz versorgt wird.“

Hermann Leon, Pfarrer und Gymnasiallehrer, präsentiert hier eine gelungene Mischung aus Spaß und ernsthafter Reflexion. Als ehemaliger Jugendseelsorger versteht er es, seine Leser zu unterhalten. C. S.

Kann ein Christ Marxist sein?

Konrad Löw, Olzog Verlag 1985.

Christlichen Lesern muß diese Frage absurd erscheinen, hätte doch bereits Pius IX. 1846 (!) den Kommunismus verurteilt. Pius XI. sprach von der „Giftsaat, die Karl Marx mit seinem materialistischen Sozialismus streute“. Aber ein katholischer Gelehrter machte mit seiner Feststellung Furor: „Wir stehen alle auf den Schultern von Karl Marx.“ Nicht wenige Theologen wollen ja eine grundsätzliche Vereinbarkeit von Marx(ismus) und Christentum erkannt haben. Denken wir an Ernesto Cardenal, einige Vertreter der Befreiungstheologie, Paul Tillich oder Helmut Gollwitzer. Dagegen erklärte der Erzbischof von Managua, Obando y Bravo, kategorisch: „Man kann nur Christ sein oder Marxist, nicht beides.“

Der Politikwissenschaftler Konrad Löw stellt in seinem Büchlein charakteristische Wesenszüge des Christentums und des Marxismus einander gegenüber. Dank dieser Methode, die durch 115 Zitate aus den Werken Marx' erhärtet wird, dürfte auch dem blauäugigsten Schwärmer aufgehen, daß zwischen beiden eine unüberbrückbare Kluft besteht. Während etwa für den Christen der Glaube an einen persönlichen Gott Grundvoraussetzung ist, bekennt sich Marx als leidenschaftlicher, kämpferischer Atheist. Für das Hauptgebot, die Gottes- und Nächstenliebe, hat er nur Spott und Hohn. Dem Marxisten ist „als Revolutionär jedes Mittel recht, das zum Ziele führt, das gewaltsame, aber auch das

scheinbar zahmste.“ (S. 22) Gerechtigkeit ist für ihn nur eine „Phrase“ wie Moral, Marx nennt sie eine „moderne Mythologie““. (S. 23) Löw kommt nach über 20jähriger Beschäftigung mit dem Marxismus, der wir u. a. die Werke „Warum fasziniert der Kommunismus?“, „Die Lehre des Karl Marx“ und das „Marxismus-Quellen-Lexikon“ verdanken, zum Ergebnis, daß er keine positive, richtige Feststellung kenne, die wir Marx verdanken. (S. 54).

Er bestreitet keinesweg, daß es Marxisten gibt, die sich aus echtem Idealismus um die Verbesserung der Welt bemühen. Jedoch nicht, weil, sondern obwohl sie sich an Marx zu orientieren versuchen. Ebenso wenig leugnet er die Tatsache der bloßen Taufscheinchristen, die aber deswegen versagen, weil sie sich nicht an die Lehre Christi halten.

Nachdenklich sollte seine Feststellung machen: „Manche Theologen beklopfen und bekratzen jedes Wort der Bibel, als ob es Hohlwerk wäre, während sie sich den Mythos Marx ungeprüft zu eigen machen.“ (S. 68) Nur wenige Fachleute können sich mit dem Gesamtwerk von Marx-Engels (42 Bände) befassen. Es ist das große Verdienst von Konrad Löw, aus ihm einen guten Querschnitt zu vermitteln. Wegen seiner allgemein verständlichen, ja fesselnden Sprache ist er für den ungeschulten Leser hilfreich, wegen seiner genauen Belege aber auch für den Gebildeten, der sich mit Marx und Marxismus auseinandersetzen muß, überaus wertvoll.

Lothar Groppe

Die Kiesel am Strand von Bordighera

Karl Hochmuth: Morstadt Verlag — Kehl, Strasbourg, Basel, 160 Seiten, Ganzleinen.

Der Autor stellt uns in kurzen packenden Sätzen Zeitzeugen wie holzschnittartige Figuren vor. Dennoch geben die Personen in Karl Hochmuths derzeit jüngstem Buch den Erzählungen Spannung, Wärme, Aktualität. Sie sind Menschen unseres Jahrhunderts, könnten du und ich sein, unsere Väter, Mütter, Kinder, Enkel und Nachbarn.

Feinsinniger Humor hat dem Dichter die Feder geführt. Er begleitet die Akteure mit ihrem Tun und in ihren Redensarten, macht sie liebenswert und stolz auch in ihrer hilflosen Armut. Karl Hochmuth läßt auch uns die vertraute Bank des Ehepaares Selbitschka aus Böhmen lieb gewinnen und uns wie sie bei klarer Sicht über die Grenze schauen.

Die Frage des Kindes der zweiten Generation: „Warum hamse dich nicht totgeschossen, Opa?“ ist verständlich naiv. Aber auch der weise Autor kann sie nicht beantworten. Denn er ist eingebunden in das Schicksal seines Volkes in seiner Zeit.

Die Kiesel am Strand von Bordighera, die dieser Erzählanthologie den Titel geben, sind ein Symbol für das Zeitmaß, abgeschliffen von den stets wiederkehrenden Fluten, die sie im rhythmischen Spiel an den Strand tragen und zurückholen.

Dem Alltag entrückte Urlauber sehen dem Spiel zu. Vielleicht erkennen sie, was das inhaltsreiche Umschlagbild, das Constanze Hochmuth-Simonetti, die Tochter des Dichters, entwarf, ausdrücken möchte: Schönheit und Schwerelosigkeit in der Harmonie beim Tanz der Kiesel in der Brandung — erhaben über Zeit und Raum.

Aber die Gequälten unserer Zeit, die von Theresienstadt und den vielen anderen Gefangenenlagern, können sich von ihren Erlebnissen nicht lösen. Sie klagen an. Auch im Urlaub in Bordighera.

In den Beispielen weiterer Erzählungen weist der Autor auf den Schlüssel, der das Tor öffnen soll zum Verständnis als große Brücke über der Kluft, die zwischen Völkern, Geschlechtern, Generationen gähnt.

Karl Hochmuth läßt zum Abschluß verschiedene Tiere fabelhaft über die Zukunft diskutieren. Die weise Eule hat das letzte Wort. Der schlichten Sprache wegen sind die meisterlichen Erzählungen leicht zu lesen. Eindringlich mahnen sie. Einprägsam sind die Vorbilder gelebter Menschlichkeit. Darum wünsche ich dem Buch eine weite Verbreitung.

Anne Bahrs

Knigge International

— Ungeschriebene Gesetze und richtige Umgangsformen im Ausland, 400 Seiten, Econ-Verlag GmbH, Düsseldorf-Wien-New-York, 1987.

Der Autor, Dr. Heinz Commer, ist in Bonn zuständig für internationales Protokoll beim Deutschen Industrie- und Handelstag, der Spitzenorganisation der deutschen Industrie- und Handelskammern im In- und Ausland. In diesem Buch gibt der Autor aus seinen langjährigen Erfahrungen heraus die bisher fehlende weltweite Ergänzung zu seinem erfolgreichen „Manager-Knigge“ aus dem Jahre 1985. Es wendet sich an alle Bundesbürger, die in irgendeiner Form mit dem Ausland zu tun haben oder ins Ausland reisen wollen. Es ist eine sinnvolle Ergänzung zu den vielfältigen Reiseführern, die heute auf dem Buchmarkt erhältlich sind.

Jeder von uns steht im Ausland vor den Fragen, wie man sich verhalten, kleiden, sprechen soll oder was überhaupt getan werden muß, um in den verschiedenen Ländern und bei den einzelnen Menschen dort richtig und optimal anzukommen. Hierzu gehört auch, wie schnell die zweckmäßigste und oft entscheidende Information und der richtige Kontakt für berufliche und private Erfolge zur Verfügung stehen. Der Verfasser stellt in diesem Handbuch unter Mitwirkung zahlreicher Fachleute des In- und Auslandes die wichtigsten Gebote, Verbote und Empfehlungen — einschließlich Höflichkeitsfloskeln — aus 187 Staaten dieser Erde auch in den einzelnen Sprachen vor. Im Mittelpunkt seiner Überlegungen steht immer das richtige Auftreten und Benehmen in all den vielfältigen Kulturkreisen unseres Planeten.

Im zweiten Teil dieses Buches finden wir zahlreiche Angaben über die verschiedenartigsten Probleme, die den Reisenden im Ausland erwarten — wie z. B. über Arbeits- und Stipendienmöglichkeiten, Hotelreservierungen, Auslandshandelskammern bis hin zu einer Vielzahl von Dokumentations- und Informationsstellen. Man kann nur hoffen, daß in unserer Zeit der weitweiten vielfältigen Kontakte zahlreiche Bürger unseres Landes hiervon Gebrauch machen. Es ist auch ein interessantes Handbuch für alle die Soldaten unserer Bundeswehr, die im Rahmen der Nato oder sonst irgendwo im Ausland für die Bundesrepublik tätig sind. Richtiges Benehmen ist immer ein Pluspunkt — für uns alle. K.W.B.

Ihr gutes Gedächtnis — ein unbezahlbares geistiges Kapital

von Georg Bierbaum, 238 Seiten, Universitas Verlag, München 1986.

Unser Gedächtnis besitzt die Fähigkeit, sich früher schon einmal Erlebtes in die Erinnerung zurückzurufen. Der Gedächtnisvorgang schließt — wie allgemein bekannt sein dürfte — das Merken oder bewußte Erlernen, das Behalten über kürzere oder längere Zeitstrecken und das Erinnern ein. Man unterscheidet hierbei beim Erlernen die Einprägung durch bloße Wahrnehmung, das Auswendiglernen und das denkende Einprägen. Die Leistungsfähigkeit des Gedächtnisses ist abhängig von der inneren Anteilnahme am Stoff, der Klarheit des Erlebens, der besonderen Anlage zum Behalten von Namen, Zahlen, Hörbarem, Sichtbarem und ähnlichen Dingen.

Je älter wir werden, desto mehr sind wir darauf angewiesen, die Leistungen unseres Gedächtnisses zu stärken. Der Verfasser dieses Buches hat sich zum Ziel gesetzt, das Gedächtnis des Lesers zu schulen und zu trainieren, um es auf diese Art und Weise zu verbessern. Bereits tägliche Übungen von fünf

bis zehn Minuten führen nachweisbar zum Erfolg, wenn man es richtig anstellt. Hierzu muß man jedoch wissen, wie das menschliche Gedächtnis aufgebaut ist und funktioniert. Durch kybernetische Verarbeitung von Informationen entsteht ein spiralenförmiges Wachstum des Wissens und Behaltens.

Unsere Umwelt hilft uns bei unserem Gedächtnistraining, wenn wir sie bewußt auf- und annehmen. Täglich erhalten wir Tausende von Informationen — Namen, Daten, Geschehnisse, Aussagen, Kommentare und Erklärungen. Viele dieser Informationen bekommen wir zufällig und sie sind weniger wichtig. Diese können und müssen wir vergessen. Wir dürfen dies tun, um unser Gedächtnis frei zu halten für all das, was wir brauchen, damit es uns in unserer Entwicklung weiterhilft.

Der Autor mutet seinen Lesern keine Gewalttour zu, mit der sie ihr Gedächtnis trainieren sollen. Im Gegenteil: Das Prinzip der kleinen Schritte, vergleichbar der Gangart bei einer anstrengenden Hochgebirgstour, bildet hier das Geheimnis des Erfolges. Ziel dieses Trainingsprogramms ist es, alte Gewohnheiten — ein schlechtes, träges Gedächtnis — abzulegen und dafür neue Gewohnheiten — eine Verbesserung der geistigen Fähigkeiten — anzunehmen, und dies, ohne dabei zu ermüden. Jeder Mensch sollte sich von diesem Buch angesprochen fühlen und seine Kräfte anstrengen, um auch seine geistigen Fähigkeiten zu stärken. KWB.

Johannes Rau

von Werner Filmer und Heribert Schwan, 404 Seiten, Econ Verlag GmbH, Düsseldorf und Wien 1986.

Der Ministerpräsident des Landes Nordrhein-Westfalen ist für die SPD der Hoffnungsträger auf der Suche nach einer neuen Mitte. Seine politischen Gegner meinen, er sei „einige Nummern zu klein“ für das angestrebte Amt des Bundeskanzlers. Für eine starke politische Kraft halten ihn die einen.

Wie und wer Johannes Rau wirklich ist, haben die Herausgeber und Autoren dieses Buches, Werner Filmer und Heribert Schwan, in Gesprächen mit Freunden und Gegnern Raus, vor allem jedoch in vielen Interviews mit dem Kandidaten selbst herauszufinden versucht. Sie untersuchen seinen Lebensweg, die Schubkraft und das Urteilsvermögen Raus, beschreiben Wurzeln, Standort, Bewußtsein und Handlungsweise des Menschen und Politikers. Sie zeichnen die geistigen und politischen Konturen nach, die sein Bild prägen. Was seine lebensbestimmenden Zeitabschnitte gewesen sind, welche Verletzungen er erlitten und zugefügt hat und vor welchen Erwartungen er steht, wird in diesem Band deutlich. Zu den Mitautoren gehören Helmut Schmidt, Kurt H. Biedenkopf, Peter Glotz, Bernhard Worms, Friedhelm Fahrtmann, Annemarie Renger, Hans-Ulrich Klose, Dieter Lattmann und Werner Höfer. Es ist sehr beeindruckend, wie diese politisch verschiedenartigen Männer den Ministerpräsidenten des Landes Nordrhein-Westfalen sehen und betrachten. Ein Buch, das man jedem in die Hand geben sollte, der Interesse am politischen Leben in der Bundesrepublik Deutschland besitzt und auch daran teilnehmen möchte. K.W.B.

Die Kosakennovelle

Lorenz Mack, mit 18 Zeichnungen von Gottfried Pils, Verlag Styria, Graz, Wien, Köln, ISBN 3-222-11687-3, 87 Seiten.

Dem Autor ist es gelungen, viel von der tiefen Tragik der Kosaken, die seit 1943 an der Seite der Deutschen gegen Stalin gekämpft haben, einzufangen. Die schlichte Erzählung ist mit soviel Herz geschrieben, daß man gerne zu diesem Büchlein greift. Hinzu kommt, daß es anhand eines Einzelschicksals einen Zeitabschnitt behandelt, der zu den traurigen Kapiteln der Menschheitsgeschichte zählt.

H.F.

Königsteiner Jahrbuch

Albertus-Magnus-Kolleg/Haus der Begegnung Königstein e.V. Postfach 1229, 6240 Königstein/Taunus, 96 Seiten.

Zum 40. Mal legt das Albertus-Magnus-Kolleg/Haus der Begegnung sein „Königsteiner Jahrbuch“ vor. Für 1988 gibt dieses Buch einen guten Überblick über die Aktivitäten des Hauses. Rückblick und Ausblick gehören — wie immer — dazu.

Es ruft zwar Erinnerungen an die alte Heimat wach, die den Vertriebenen unvergessen ist, aber es enthält sich einer negativen Polemik. Für manchen jüngeren Menschen wird aber deutlich, wie stark deutsche Kultur und der katholische Glaube den Osten geprägt haben. Das muß man wissen, dann findet man auch leichter Brücken, um mit den Menschen, die heute dort leben in einen fruchtbaren Gedankenaustausch zu kommen. Denn für viele, die in unserer Zeit dort eine Heimat gefunden haben, lag der Geburtsort auch in weiter Ferne.

Beim Lesen wird dem Nachdenklichen bewußt, wie vielfältig die kulturellen Leistungen in einem vereinigten Europa sein könnten. Wenn dann eine Rückbesinnung auf die Kräfte des Glaubens erfolgt, könnte von dieser Bevölkerung wieder ein Impuls christlich-humaner Gesinnung in die Welt gehen.

H.F.

Informationen aus Kirche und Welt

Vollversammlung Zentralkomitee der deutschen Katholiken

Am Freitag, dem 20. Nov. und Samstag, dem 21. Nov. 1987 tagte in Bonn-Bad Godesberg wiederum das ZdK.

Präsident Prof. Dr. Hans Maier gab einen gestrafften Überblick über seinen Bericht vor dem Plenum. Zur Aussprache über Einzelfragen standen zur Verfügung

- der Generalsekretär des ZdK Dr. Friedrich Kronenberg, MdB
- Prof. Dr. Hans Buchheim (europäische Verfassung)
- Staatssekretär Alois Glück (Neuorientierung der Agrarpolitik)
- Dr. Walter Bayerlein (kirchenrechtl. Fragen des Laienapostolates)
- Rita Waschbüsch (Vorbereitung einer gemeinsamen Studientagung)
- Dr. Felix Raabe (Rückblick Weltbischofssynode 87)
- Dr. Jürgen Meyer-Wilms (90. deutscher Katholikentag 1990 Berlin)

Außerdem begleitete Bischof Dr. Klaus Hemmerle, Aachen, die Veranstaltung.

Nach Verabschiedung der verschiedenen Resolutionen, werden wir auf den für uns wichtigen Inhalt zurückkommen.

Zunächst sind nachstehende Informationen von Bedeutung:

Durch eine Ergänzung des Statutes wurden die Bemühungen um eine Gleichstellung des Jurisdiktionsbereiches des katholischen Militärbischofs mit den Diözesen erfolgreich abgeschlossen. In Zukunft kann auch die Zentrale Versammlung des katholischen Militärbischofs drei Delegierte in das Zentralkomitee der deutschen Katholiken entsenden. (Vorbehaltlich der Genehmigung der Bischofskonferenz).

Unmittelbar nach der einstimmigen Änderung der Statuten und Geschäftsordnung erfolgten

in der Vollversammlung die Wahlen der „weiteren Mitglieder“ durch die anwesenden Mitglieder aus den Diözesen und Verbänden.

Im ersten Wahlgang wurde als Mitglied aus Kirche und Gesellschaft erneut Oberstleutnant Willy Trost für vier Jahre gewählt. Er hat seit über 12 Jahren die Räte der katholischen Militärseelsorge im ZdK vertreten und ist seit neun Jahren Mitglied des Geschäftsführenden Ausschusses des ZdK. OTL Trost ist Mitglied des Vorstandes der ZV und Stellvertretender Bundesvorsitzender der Gemeinschaft Katholischer Soldaten. Durch Papst Johannes Paul II. berufen, hat er als Auditor bei der Bischofssynode 1987 das Apostolat Militäre International vertreten.

„Frei für Gott, um Frieden zu schaffen“

Im Vatikan ist am 21. September das Thema des *Weltfriedenstages 1988* bekanntgegeben worden: „*Frei für Gott, um Frieden zu schaffen*“.

Die Kirche feiert alljährlich am 1. Januar den Weltfriedenstag. Diese Initiative geht auf einen Aufruf Pauls VI. von 1967 zurück. Daß der „Frieden die Entwicklung der Zukunft bestimmen werde“ (AAS 59, 1987, S. 1098, zit. nach OR 51/52, 1986), sollte der Weltfriedenstag als Hoffnung und als Versprechen ausdrücken. Weil wir Hoffnung auf den Frieden haben, können wir am Weltfriedenstag den Frieden feiern, können die Zeichen des Vertrauens und der Versöhnung feiern, die in der heutigen Welt überleben.

Aber der Weltfriedenstag feiert nicht nur, er mahnt auch. Er mahnt die Mißstände, die auf dem Weg zu einem gerechten und umfassenden Frieden hindern. Das zeigen sowohl das Thema des vergangenen Weltfriedenstages, „Entwicklung und Solidarität: zwei Schlüssel zum Frieden“, als auch das neue.

Sie erinnern an die Menschen, die ihr Leben noch nicht in Würde führen können, wie es unverzichtbare Voraussetzung für einen wahren

und gerechten Frieden ist. Sie nehmen uns das Versprechen ab, nehmen uns in die Pflicht, für die Verbesserung dieser Umstände, das heißt für die Gewährleistung der grundlegenden Menschenrechte und so auf den Frieden hin zu arbeiten.

Das jetzt verkündete Thema „Frei für Gott, um Frieden zu schaffen“ nennt besonders die Religionsfreiheit. In der Pressemitteilung des Vatikans heißt es dazu: „Frieden und Religionsfreiheit sind ja eng miteinander verbunden. Beide wurzeln in der unveräußerlichen Würde der menschlichen Person sowie in der Tatsache, daß die Menschheitsfamilie eine ist und ihre Mitglieder von Natur aus berufen sind, sich nicht nur für die anderen, sondern auch und vor allem für Gott zu öffnen.“

Die Hinwendung des Menschen zu Gott gehört also zum Wesen des Menschen. In der Hinwendung zum Vater erkennen wir Menschen unseren Platz in der Menschheitsfamilie, unsere Rolle als Kinder Gottes, als Brüder und Schwestern.

Gleichzeitig zeigt sie uns auch die Verantwortung, die wir für unsere Mitmenschen, weil sie unsere Brüder und Schwestern sind, tragen. „Diese gemeinsamen religiösen Impulse stellen starke Kräfte dar, um den Einsatz für den Frieden zu motivieren“ (ebd.). Diese Impulse, die von allen Weltreligionen ausgehen, können nur dort wirksam sein, wo Menschen in Freiheit und im Respekt vor den anderen Religionen ihren Glauben bekennen.

„Frei für Gott, um Frieden zu schaffen“ verlangt aber nicht nur nach der äußerlichen Religionsfreiheit, sondern verlangt von uns Christen auch, in unserem Leben persönlich diesen Freiraum für Gott zu schaffen.

So können wir uns der Herausforderung des neuen Themas stellen, das Geschenk des Friedens weiterzugeben, das Christus uns gemacht hat: „Frieden hinterlasse ich euch, meinen Frieden gebe ich euch“ (Joh 14,27).

Sowjetische Zeitschrift erörtert Marien-Erscheinungen in der Ukraine

Über weitere angebliche Marien-Erscheinungen in der Westukraine hat am 7. September die Wo-

chenzeitung „Moskowskije Nowosti“ berichtet. Danach wollen nach den angeblichen Erscheinungen im Frühjahr in dem ukrainischen Dorf Grushew (Spez. Inf. 9/87) einige Zeit später auch in Tschernopol, Osdernaja, Bereschany und Kamen-Bugskaja Bewohner der Umgebung die Gottesmutter gesehen haben. Bisher sei schon eine halbe Million Menschen in die Orte der Erscheinung gepilgert.

„Moskowskije Nowosti“, das derzeit als indirektes Sprachrohr des Reformkurses von Parteichef Gorbatschow gilt, warnt gleichzeitig örtliche Partei- und Verwaltungsbehörden sowie „atheistische Extremisten“ davor, hinter diesen berichteten Phänomenen nur Übeltäter zu vermuten, die noch dazu von außen aufgewiegelt würden. Statt dessen ist in dem Blatt nie die Rede davon, daß „Kränkungen des religiösen Gefühls, Verweigerung von Anträgen auf Registrierung von Gemeinden sowie auf Wiedereröffnung von geschlossenen und verödeten Kirchengebäuden eher zu einem Ausbruch der Religiosität“ führen könnten. Diese Frage stelle sich besonders scharf in der Westukraine. Gläubige, die „auf gesetzlicher Grundlage“ um die Wiedereröffnung einer Kirche ansuchten, erhielten beharrlich Absagen. Allein aus dem Tschernopolsker Bezirk seien im vergangenen Jahr 120 solcher Klagen an höherstehende Organe gerichtet worden. „Die örtlichen Funktionäre, der Rat für religiöse Angelegenheiten bei der ukrainischen Regierung, können offenbar nur die Front atheistischer Positionen halten, indem sie das Gesetz brechen und die Rechte der Gläubigen gering schätzen. Was für einen Preis eine solch geartete Standfestigkeit hat, zeigt der Ausbruch der Religiosität im Sommer dieses Jahres — ein massenhaftes Pilgern zu den Plätzen der Erscheinung der Jungfrau Maria.“

Das Blatt stellte in diesem Zusammenhang auch die Frage, was mit den einst geschlossenen Kirchen geschehe, und kommt zu folgender Feststellung: „In der Kirche des Dorfes Osdernaja wurde der Sowchose-Speicher untergebracht, eingeschlagene Türen, die Wände eingestürzt, ringsum Schutt, Kehricht, Dreck und Verwüstung... So sind die verfallenen, ungepflegten Denkmäler der Vergangenheit (von ihnen gibt es nicht wenige in Galizien). Sie fördern am allerwenigsten die Ausbreitung atheistischer An-

schauungen. Eher im Gegenteil“, heißt es in „Moskowskije Nowosti“. Bis heute erinnere man sich im Tschernopolsker Bezirk daran, wie „eifrige Atheisten“, die sich schnell die verödete Kirche „aneignen“ wollten, dort verbliebenes Eigentum hinausgetragen und einige Kilometer weiter verbrannt hätten. Aber die Bitterkeit bei den Bewohnern sei geblieben. (idu, Nr. 38/87) — Ob hier nicht eine Wirkung der Gebete für die Bekehrung Rußlands spürbar wird? (Redaktion)

Die UdSSR wird mehr und mehr transparent (Fortsetzung)

Wir haben in unserer letzten Nummer auf den trügerischen Charakter der berühmten „Transparenz“ hingewiesen, von der die Westmedien die UdSSR betreffend so viel berichten. Drei weitere Punkte können den Umfang der Manipulation noch präzisieren.

Die sensationellsten durch Gorbatschow ausgeführten Dinge, die gewisse der offenkundigsten Mißstände des Regimes aufdeckten, sind in der sowjetischen Presse nur von gewissen Zeitungen gebracht worden. Das meiste von ihnen stand in „Moscou News“, einer Wochenzeitung mit hauptsächlich ausländischer Verbreitung. Die Ausgabe in Russisch ist so wenig in Umlauf, daß sie für den einfachen Bürger unauffindbar ist. Zum Beispiel verkauft sie keine der 412 Bezirks-Buchhandlungen der Hauptstadt. Der Leser ist gezwungen, an der zentralen Buchhandlung Nekrasow Schlange zu stehen und, selbst wenn er sich dazu sechs Stunden am Morgen Zeit nimmt, hat er alle Aussicht zu erfahren, daß der Titel vergriffen ist. Einziger Ausweg für ihn: versuchen ein früheres Exemplar auf dem schwarzen Markt zu erhalten. Aber selbst das ist äußerst schwierig — und teuer!

Zweites ebenso sehr interessantes Beispiel: das des Fälschens von Fotografien, die an die ausländischen Agenturen übermittelt werden. Einer der kennzeichnendsten Fälle ist das der „Bäder in der Menge“, in denen der neue Meister des Kreml angeblich zu baden liebt. So bemerkt man auf den übermittelten Dokumenten, daß die Bürger an den Generalsekretär herangerückt sind, um den Eindruck der Spontaneität zu verstärken, und daß die ihn umgebenden Beamten in Zivil ... ausgelöscht sind!

Drittes Beispiel, das zu den neuen Texten über Auswanderung hinzukommt: die Entwicklung von „spontanen“ Gruppen, die mit einem neuen Nachdruck hinweisen auf ... den „Zionismus“, den „Judaismus“ oder noch den „Satanismus“ in bezug auf den westlichen Einfluß auf dem Gebiet der Kultur. Sicher könnte man bei letzterem, in dem, was zumindest die „Rock“-Musik der 80er Jahre betrifft, solchen Hinweisen nicht völlig Unrecht geben. Aber bei diesen Vorfällen erscheint die Entwicklung solcher Proteste wie ein verstecktes Mittel, im Namen von Glasnost die Verfolgung der sowjetischen Juden wieder anzukurbeln. Und es ist kennzeichnend, daß diese Ereignisse kaum einige Monate nach den heftigen Angriffen Gorbatschows gegen das Christentum erfolgen. So sehr ist wahr, daß all das in seinen Augen nur ein und dasselbe und hassenswerte Ganze bildet.

Schließlich bleibt die Unwissenheit, ob es dem Kreml trotz allem gelingen wird, in seiner Wirtschaft das zu erreichen, was Lenin von seinem NEP (Neuen Wirtschaftsplan) erlangt hatte. Die Entwicklung der gesamten Aktivität des Landes seit zwei Jahren in Zahlen scheint das Gegenteil zu zeigen, zumindest im Augenblick, was den Groll Gorbatschows bei der letzten Vollversammlung der Partei erregt hat. Der Außenhandel hat z. B. zwischen 1985 und 1986 eine neue Schwächung mit einer Senkung der Exporte um 6% erlebt. Und das Schlimmste für die UdSSR ist, daß diese Tendenz sogar innerhalb des COMECON besteht (-1,5%), was zweifellos ein sehr schlechtes Zeichen ist!

(MAG-INFO, Nr. 362-3)

Die PLO verstärkt sich im Libanon

Nach mehreren übereinstimmenden Quellen hören die Palästinenser der PLO nicht auf, ihre Streitkräfte im Libanon zu verstärken. Es sollen gegenwärtig mehr als 10000 Mann sein, bewaffnet und ausgerüstet, davon 3500 in der Zone von Saida, gegenüber der von Israel besetzten „Sicherheits“-Zone. In Beirut sollen sich 2500 Mann befinden.

Die meisten dieser Männer gehören zur Fatah von Yasser Arafat, der sich so die Mittel zur Rückkehr in den Vordergrund verschafft hat. So fällt die Ermordung des Ministerpräsidenten Ka-

ramé, wie wir geschrieben haben (MAG-INFO, Nr. 363), ohne Zweifel in diese Strategie der Rückkehr zur Macht.

Die Fatah verfügt auch erneut über schweres Material, Mannschaftstransportwagen M 113 und Panzer M 48. Schließlich wird eine neue Zeitung, „Al Chams“, seit dem 8. Mai von ihnen finanziert.

Diese Verstärkung wird ganz offensichtlich durch den syrischen Präsidenten Assad, dessen Todfeind Arafat geworden ist, bekämpft. Aber im Augenblick kann Damaskus nur wiederbeginnen, Spaltungsmanöver zwischen den verschiedenen Gruppen der PLO zu versuchen. Das wird zweifellos nicht genügen: man muß sich also in den kommenden Monaten auf erhebliche Zwischenfälle zwischen den zwei feindlichen „Brüdern“ gefaßt machen. Es ist nicht unmöglich, daß das der Sache der Christen dienen könnte.

(MAG-INFO, Nr. 364-6)

Kirche in China:

Je mehr Wandel, um so weniger ändert sich

Das erste Halbjahr 1987 wird gezeigt haben, daß sich die Lage der katholischen Kirche in China unter dem derzeitigen Regime nicht bedeutsam verändern kann, trotz der Gerüchte, die die Medien regelmäßig durchsickern lassen. Schon am 29. November 1986 hatte das Polit-Büro der KP einen seiner Vertreter entsandt, um die Katholiken vor jeder Abweichung zu warnen: dieser, Zhong Xun, hatte in seinen Worten an die Kongreßteilnehmer der „Patriotischen Kirche“ geäußert: *„Wenn China religiöse Freiheit anerkennt, müssen die Religionen sich dafür der politischen Autorität der Kommunistischen Partei unterwerfen“*. Und weiter: *„Die Regierung wird keiner religiösen Organisation und keinem einzelnen erlauben, sich in die religiösen Fragen unseres Landes einzumischen oder unsere Kirchen zu führen... Der Vatikan muß also seine politische Einmischung in die inneren chinesischen Angelegenheiten einstellen.“*

Trotz der Bemühungen Roms ist die Kirche Chinas also gezwungen gewesen, in ihren Statu-

ten erneut ihre Unabhängigkeit im Verhältnis zum Vatikan, ihre Treue zu Peking und ihren Willen „die Sache des Sozialismus zu verteidigen“ zu versichern.

Das kommunistische Regime kann so kontrollieren, was innerhalb der Gemeinschaft geschieht, und sich mit größter Strenge jeder katholischen Aktion entgegenstellen, die außerhalb dieses Rahmens geführt würde. So werden zahlreiche Seminaristen oder heimliche Novizen regelmäßig verhaftet und in ihre Heimatgemeinden zurückgeschickt, während die Angehörigen der Geistlichkeit, die für solche „Verstöße“ verantwortlich sind, systematisch eingesperrt werden. Das Ende der Verfolgung ist auch für morgen nicht in Sicht.

(MAG-INFO, Nr. 364-4).

Seelsorger an Bord sind unverzichtbar

Weißenhäuser Strand, 9. Oktober 1987:

Über die Aufgaben der Seelsorge bei schwimmenden Verbänden der Bundesmarine und die Situation der Soldaten an Bord konnten sich die über 110 katholischen Militärgeistlichen und Pastoralreferenten im Rahmen ihrer 32. Gesamtkonferenz, die vom 5. bis 9. Oktober im Weißenhäuser Strand/Ostsee stattfand, während einer ganztägigen Flottenübung vor Ort informieren. An Bord des Zerstörers „Rommel“ und der Tender „Neckar“ und „Mosel“ erlebten sie am Donnerstag, 8. Oktober, bei einer Ausfahrt in die Kieler Bucht, unter welchen harten Bedingungen Marinesoldaten ihren Dienst leisten. In den Gesprächen, die sie auf den Schiffen führen konnten, kam deutlich zum Ausdruck, wie wenig das alltägliche Leben auf Kriegsschiffen mit Gorch-Fock-Romantik oder „Traumschiff-Erwartungen“ zu tun hat. Gerade hier wird darum der Seelsorger — so der einhellige Kommentar der von dem ganzen Bundesgebiet und sieben Auslandsstandorten versammelten Militärpfarrern — als Mensch und Priester in besonderer Weise gefordert.

Daß dieser kirchliche Dienst auch von den Soldaten gewünscht wird, betonte der Flottenbefehlshaber Vizeadmiral Klaus Rehder, der über Auftrag und Mittel der deutschen Flotte vor den Geistlichen referierte. Auf dem Programm der

Tagung standen auch Beiträge zur wirtschaftlichen und politischen Bedeutung der Weltmeere und die strategische Lage im Ostseeraum. Auf diesem Hintergrund befaßten sich die Militärgeistlichen intensiv mit Fragen der ethischen Bewertung und ihre Vermittlung an die Soldaten der Bundeswehr.

Der Katholische Flotten-Dekan, Prälat Joachim Robrahn, bewertete die Gesamtkonferenz, die sich erstmals umfassend mit der Seelsorge an Bord befaßt hatte, als vollen Erfolg. Die Pfarrer hätten einen „Blick auf die See“ und die Erkenntnis gewonnen, daß die Soldaten auf den Schiffen und Booten der Bundesmarine von der Kirche nicht allein gelassen werden dürften. Derzeitig ist die Hälfte der Stellen für katholische Militärgeistliche bei schwimmenden und fliegenden Verbänden der Marine nicht besetzt.

(Referat Militärseelsorge und Öffentlichkeit)

Katholische Männerarbeit

Vom 4.5.1987 bis 6.5.1987 fand in Fulda die Haupttagung der Katholischen Männerarbeit statt. Sie stand unter dem Leitgedanken: „Staat, Gesellschaft, Kirche – im Dienst am Menschen“.

Auf diesem Treffen wurde das GKS-Mitglied Oberst a.D. Hans-Georg Marohl als Vizepräsident bestätigt. Die GKS wünscht ihrem Mann bei der GKMD segensreiches Wirken für die Laienarbeit.

„Nicht verschämt, sondern unverschämt katholisch sein“, dazu ermutigte auf der gleichen Veranstaltung der Fuldaer Bischof Dyba, der für seine markanten Formulierungen über die Grenzen seiner Diözese hinaus bekannt ist. Mit diesem provozierenden Wort rief er zur Zeugenschaft nach dem Vorbild unseres neuen Männerpatrons, dem von Papst Johannes Paul II. wenige Tage vorher seliggesprochenen Jesuitenpaters Rupert Mayer, auf.
H.P.J.

Lehmann/Ranke-Heinemann: Presse-Dialog

Gleich nach Bekanntwerden seiner Wahl zum Vorsitzenden der Deutschen Bischofskonferenz

erhielt Bischof Karl Lehmann von der Essener Theologin Uta Ranke-Heinemann einen deutlichen Wink mit dem Zaunpfahl. Über die Medien ersuchte Frau Ranke-Heinemann den neuen Episkopats-Vorsitzenden darum, er solle sich für die Aufhebung des Entzugs ihrer Lehrerlaubnis einsetzen. Lehmann reagierte auf diese Forderung der Professorin in einem „Welt“-Interview so: „Frau Professor Ranke-Heinemann hat über die Medien verkündet, daß sie mich um Vermittlung bittet“. Bis zum heutigen Tag sei weder in Bonn noch in Mainz ein Brief dieser Art eingegangen. Im übrigen müsse man sehen: der Vorsitzende der Bischofskonferenz habe hier „überhaupt keine besondere Kompetenz“.

(KNA-ID 45)(2244)

Terror

Terror lasse sich nicht aussitzen, meint Heinrich Wurstbauer im Regensburger Bistumsblatt (46) zu den Frankfurter Polizistenmorden. Dem Bundesinnenminister sei zu danken, daß er mit nackten Zahlen aufgewartet habe. Wenn in zwei Jahren von 1984 bis 1986 die Zahl der bei sogenannten Demonstrationen verletzten Polizisten fast um das Sechsfache gestiegen sei, von 139 auf 818, dann sei mit dem Strafrecht etwas nicht mehr in Ordnung. Die im Bundeskabinett diskutierten Änderungen beim Versammlungsrecht wie beim Landfriedensbruch müßten die gebotene Verschärfung des Vermummungsverbots wirksam ergänzen. Mit diesen Regelungen könne man der Gewalt den Boden entziehen. Hier und heute sei der Kanzler gefordert.

(KNA-ID 45)(2265)

Auszeichnung

Günter Appold (47), Pfarrer der Münstergemeinde Bad Mergentheim, ist mit dem Ehrenkreuz der Bundeswehr in Gold ausgezeichnet worden. Der Geistliche war 18 Jahre lang Militärfarrer, zuletzt an der Bundeswehrhochschule in Hamburg. Als Militärdekan sowie als stellvertretender Wehrbereichsdekan war er zuständig für die Soldatenseelsorge in der Hansestadt und in Schleswig-Holstein. (KNA-ID 45)(2251)

Weg in die Weihnacht

Wo bricht der Stern
Aus der Nacht
Wie ein Anruf
Hervor,
Der den Weg
In die Weihnacht
Uns heute erleuchten,
Den Sinn dieser Nacht
Uns Lebenden deuten,
In unserer Welt
Der Zerstörung,
Der Not,
Der Verzweiflung
Die Botschaft der Liebe
Zu künden vermag?
Ich richte
Die bohrende Frage
An dich und an mich,
An uns alle.
Antwort
Sei nicht mehr das Wort,
Das der Gläubige stammelt.
Antwort
Sei all unser Tun
Ohne Pose
Ganz schlicht nur
Im Alltag.

Hans Bahrs

Lesen fürs Leben

Sternsinger- Gruß



FÜR EINE ERDE,
AUF DER KINDER LEBEN
KÖNNEN. UNSERE
KINDER. ALLE KINDER.



Aktionsgemeinschaft
Katholischer
Jugendschrittmacher
Postfach 668
8000 München 1



Päpstliches Missionswerk
der Kinder
Stephanstraße 35
D-5100 Aachen
Tel. 02 41/2 1067

Der Papst spricht zu Ihnen auf Deutsch

Durch seine deutschsprachige Zeitung, den OSSERVATORE ROMANO (Römischer Beobachter). Erleben Sie wöchentlich, was er uns zu sagen hat. Erleben Sie den Vatikan, Rom, die Weltkirche. Aus nächster Nähe.



Anfrage- und Bestelladresse:
L'OSSERVATORE ROMANO
in deutscher Sprache
I-00120 Vatikanstadt



L'OSSERVATORE ROMANO



radio vatikan

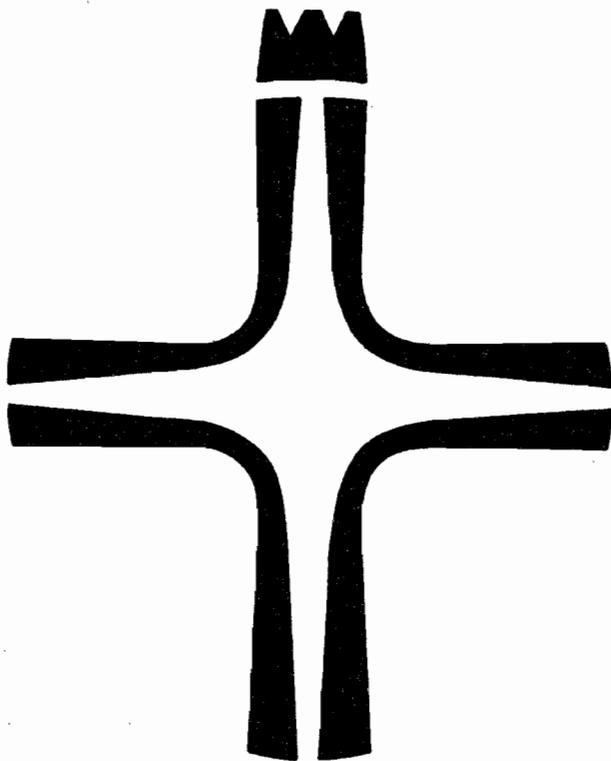
deutsch

täglich: 6.20 bis 6.40 Uhr
20.20 bis 20.40 Uhr



MW: 1530

KW: 6190/6210/7250/9645



„auftrag“ ist das Organ der GEMEINSCHAFT KATHOLISCHER SOLDATEN (GKS)

Herausgeber: GEMEINSCHAFT KATHOLISCHER SOLDATEN (GKS)

Redaktion:

Helmut Fettweis (Oberst a. D.), Chefredakteur

Wilhelm Lehmkämpfer (Oberstleutnant a. D.), Gesellschaft und Kirche

Helmut P. Jermer, Hauptmann, Information, Beiträge z. Frieden

Brief-Zuschriften: auftrag, Postfach 200125, 5300 Bonn 2

Überweisungen: auf Konto Nr. 2532786 BLZ 38040007 Commerzbank Bonn, Zweigstelle Adenauerallee oder 165035-506 Postscheckamt Köln — Generalvikariat des Katholischen Militärbischofs — Vermerk: „Spendenkonto der GKS“

Nachdruck, auch auszugsweise, nur mit Quellenangabe und mit Genehmigung der Redaktion.

Druck: Köllen Druck & Verlag GmbH, 5305 Bonn-Oedekoven, Schöntalweg 5

Nachbestellungen gegen eine Schutzgebühr von 5,— DM an den ausliefernden Verlag.